SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 59 • Jahrgang 2003

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-460-5

Inhalt

01 Wolfdietrich Hartung: Perspektiven auf Sprache. Über Veränderungen in unserem Verständnis von Sprache

02 Hans-Otto Dill: "Hätte Aristoteles mehr gekocht, hätte er mehr geschrieben": Arbeit vs. Muße im dichterisch-philosophischen Werk der mexikanischen Nonne Sor Juana Inés de la Cruz (1651-1695)

03 Jörg Roesler: Anschluss bedeutete oft Ausschluss. Über institutionelle und personelle Konsequenzen assymetrischer Vereinigungen von Staaten im Bildungswesen

04 Friedhilde Krause: Bemerkungen zu den Ölgemälden im Rudolf-Hoecker-Saal der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz

Erinnerung

05 Armin Jähne: Theodor Mommsen. Seine "Römische Geschichte"

06 Herrmann Klenner: Il grande Teodoro, der Jurist

07 Reimar Müller: Mommsen und die altertumswissenschaftliche Forschung der Berliner Akademie

08 Jürgen Kuczynski: Demographie (in: Weltbühne Nr. 51, 19. Dezember 1972)

Laudationes anlässlich des 70. Geburtstages von Joachim Herrmann

09 Klaus-Dieter Jäger

10 Lech Leciejewicz

11 Armin Jähne

Wissenschaftliche Mitteilung

12 Gert Blumenthal: Niedrigdosenstrahlung - Tschernobyl - Uranmunition

Rezensionen

13 Siegfried Wollgast: Francisco Suárez: Abhandlung über die Gesetze und Gott den Gesetzgeber. Übersetzt, hrsg. und mit einem Anhang versehen von Norbert Brieskorn

14 Svoboda Jähne/Armin Jähne: Christoph Wilhelmi: Künstlergruppen im östlichen und südlichen Europa seit 1900. Ein Handbuch

15 Klaus Mylius: Arno Hecht: Die Wissenschaftselite Ostdeutschlands. Feindliche Übernahme oder Integration?

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 5–36*

Wolfdietrich Hartung

Perspektiven auf Sprache. Über Veränderungen in unserem Verständnis von Sprache

Vortrag am 17. 10. 2002 in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften

1. Was meinen wir mit „Sprache“?

Als Sprache bezeichnen wir etwas, von dem offensichtlich jeder eine Vorstellung hat. Insofern scheinen wir es mit einem mehr oder weniger „einfachen Begriff“ zu tun zu haben. Und doch gibt es eine größere Zahl von Sprachdefinitionen, die miteinander konkurrieren und wenigstens partiell auch relativ unterschiedlich sind. Also kein so einfacher Begriff? Über Sprache wissen wir scheinbar recht viel, so viel jedenfalls, dass die meisten Menschen glauben mitreden zu können, wenn es um Sprache geht, oder wenn es auszudrücken gilt, dass eine weitere Gewinnung oder Verbreitung von Wissen über Sprache – wie es in früheren Zeiten auch noch die Schule vermittelte – heute eher zu vernachlässigen sei. Man meint schnell, dass es Wichtigeres oder Strittigeres gibt. Und doch ist unser Wissen über Sprache – bei aller Anerkennung des bisher Erreichten – höchst lückenhaft und unvollkommen.

Diese widersprüchliche Situation hängt ohne Zweifel damit zusammen, dass das Verfügen über Sprache untrennbar mit dem Mensch-Sein verbunden ist. Sprache ist eine ganz wesentliche Voraussetzung für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen. Und wenn man Sprache nicht zu weit versteht, dann unterscheidet sie den Menschen vom Tier, indem sie eine geistige Ausstattung begründete, die einen qualitativ neuen und ausschlaggebenden Vorteil in der Evolution darstellt. Mit Sprache verbinden sich also sowohl entscheidende *biologische* oder *genetische* Merkmale des Mensch-Seins wie auch die erstaunlichen Chancen einer sozialen und jedenfalls in der Tendenz auf Vernunft gegründeten Existenz des Menschen.

Weil dies so ist, hat das Nachdenken über Sprache faktisch immer auch etwas zu tun mit dem Nachdenken über das Mensch-Sein, mit dem Versuch, den Ort des Menschen (besser oder überhaupt erst) zu verstehen. Deshalb ist das Interesse an der Sprache so andauernd und weitgefächert und bleibt doch

auch wieder oberflächlich. Was an der Sprache für wichtig gehalten wird, welche ihrer Seiten besonders herausgehoben werden, mit welchen *Perspektiven* man sich ihr also nähert, wird in erheblichem Umfang durch jeweils besondere Bedürfnisse der Sinn-Suche beeinflusst. Und über gesellschaftlich akzeptierte Wertungen liefern solche Perspektiven dann bevorzugte Analogien (Bilder, Begriffe und zu übernehmende Denkweisen) sowie Leitideen, die ihrerseits die Forschungsfragen der mit der Sprache befassten Wissenschaften mitbestimmen.

Im folgenden will ich natürlich von der Sprachwissenschaft reden. Aber ich werde die disziplinären Grenzen, sofern es die in einem schärferen Sinn überhaupt gibt, immer wieder überschreiten müssen – auch mit allen sich daraus ergebenden Gefahren. Es geht mir also weniger um „Neues in der Sprachwissenschaft", sondern eher um Akzentsetzungen in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte mit einem Schwerpunkt in der Sprachwissenschaft und mit einem Blick auf aktuelle Entwicklungen in den Auffassungen von menschlicher Kultur, die eben ohne Vermittlung über die Sprache undenkbar ist.

Was also ist Sprache? Wie und wo tritt sie uns entgegen? De Saussure formulierte zu Beginn des vorigen, des 20. Jahrhunderts mehrere Unterscheidungen, die fortan in der einen oder anderen Weise „Bereiche" des Gegenstandes einer Sprach-Wissenschaft von einander abgrenzten. So unterschied er zwischen der *Sprache* als der *Norm* aller Äußerungen (*Langue*) und dem *Sprechen* (*Parole*) als einem *Akt* zwischen den kommunizierenden Individuen. Die Langue war für ihn eine *soziale* Erscheinung, zu verstehen als ein sich herausbildender Durchschnitt des Sprechens vieler, in bestimmter Weise geordnet und in dieser Geordnetheit oder *System*haftigkeit als gesonderter Gegenstand untersuchbar. Die Parole dagegen hat zwar auch immer eine soziale Seite, aber sie ist gleichzeitig und wesentlich *individuell*, immer wieder verschiedenartig, und sie besitzt eine *physische* und eine *psychische* Seite. Sprache ist also ein (wesentlicher) Teil der Rede, fällt aber nicht mit ihr zusammen. Sprache als solche und losgelöst von der Rede kann Untersuchungsgegenstand sein und in dieser Abgrenzung sogar der *eigentliche* Gegenstand der Sprachwissenschaft, während andere Bereiche mehr die Ränder der Disziplin oder schon andere Disziplinen beschäftigen. Ermöglicht werde Sprache letzten Endes durch eine vorgängige, psychologisch festzumachende *Sprachfähigkeit*, die die verschiedenen Gegenstände zusammenhält. (Vgl. zu diesen Begriffsbildungen de Saussure, 1969.)

Die in mancher Hinsicht nicht sehr scharfen und auch unterschiedlich interpretierbaren Unterscheidungen de Saussures haben dennoch die Definition

und Zuordnung linguistischer Gegenstände im 20. Jahrhundert wesentlich bestimmt und später auch die modernere Unterscheidung von *Kompetenz* und *Performanz* beeinflusst.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Steinthal bereits ähnliche Unterscheidungen vorgenommen. Für ihn war Sprache Äußerung der bewussten inneren, d.h. seelischen und geistigen, Bewegungen, Zustände und Verhältnisse durch den artikulierten Laut. Dabei unterschied er dreierlei:

1. *Sprechen* als die Handlung oder Ausübung von Sprache;
2. die *Sprachfähigkeit* als physiologische Kraft, artikulierte Laute hervorzubringen; zur Sprachfähigkeit rechnete er auch alles, was als der Sprache vorausgehend gedacht wird und geäußert werden soll; und
3. schließlich das *Sprachmaterial*, zu dem alle durch die Sprachfähigkeit geschaffenen Elemente gehören, die immer wieder von neuem angewandt werden. Das Sprachmaterial eines Volkes macht dann eine (Einzel-)Sprache aus. (1855, 137ff.)

Aber auch schon W. v. Humboldts Sprachkonzept wies in eine ähnliche Richtung. Er unterschied zwischen dem *Organismus* der Sprache und ihrem *Gebrauch*. Ersterer sei ein geistiger Besitz, ein im Bewusstsein verankertes Prinzip; im Gebrauch dagegen erzeuge sich die Sprache, ein Vorrat von Wörtern und Regeln, der zu einer vom Redenden unabhängigen Macht anwächst. Die Besonderheit der Sprache liegt nicht in ihrer „toten“ Existenz, sondern im Akt des Hervorbringens, sie ist deshalb etwas beständig Vorübergehendes, kein Werk (*Ergon*), sondern eine Tätigkeit (*Energeia*) des Geistes (vgl. W. von Humboldt 1963).

Nicht alle Bereiche des so abgesteckten Ortes werden allerdings innerhalb der Linguistik oder nur in ihr untersucht. Die jeweils zu formulierenden Forschungsfragen orientieren sich notwendigerweise an den jeweiligen disziplinären Traditionen und ebenso an aktuellen Bedürfnissen, der oben angesprochenen Sinn-Suche etwa. Es ist also nur bedingt möglich und sinnvoll, die Bereiche eindeutig auf Disziplinen aufzuteilen. So hat es in der Sprachwissenschaft faktisch immer Bestrebungen gegeben, sich mit einem *erweiterten* Gegenstand zu beschäftigen, während andere sich auf einen *engeren*, „eigentlichen“ Gegenstand beschränkt haben. Eine starre Verteilung auf die Disziplinen kann sich offensichtlich auch als hemmend erweisen. Zumindest was die Formulierbarkeit neuer Fragen betrifft, die dann neue Disziplinen (die sog. Bindestrich-Linguistiken etwa) erforderlich machte.

Mit dem Ort, den wir der *Sprache* zugewiesen haben, und den Interessen, die wir an Erkenntnissen über die verschiedenen Seiten dieses Ortes haben,

hängt zusammen, dass es offensichtlich nicht beliebig viele Perspektiven auf Sprache gibt. Manches ist immer wieder wichtiger (oder interessanter) als anderes. Unser Interesse ist auch davon abhängig, wie wir es zu formulieren vermögen, wie wir es anderen verständlich machen. Und das wiederum ist (auch) davon abhängig, was unsere Vorgänger an Formulierungsarbeit geleistet haben, welche Begriffssysteme sie geschaffen haben, ob es überhaupt eine „Sprache“ gibt, in der wir unser Anliegen vortragen können.

Beispiele für *mögliche Perspektiven auf Sprache* sind etwa diese:

1. Das Zugeordnetsein von Laut und Bedeutung, mit einem besonderen Interesse an der Richtigkeit oder Zulässigkeit dieses Verhältnisses. Das vor allem macht ja das *System* und die *Norm* aus.
2. Das Hervorgegangensein von Äußerungen aus dem „menschlichen Geist“, die darin deutlich werdende Besonderheit des Menschen, seine Stellung zu anderen Lebewesen, das strukturelle und inhaltliche Verhältnis zwischen Sprechen/Sprache und Denken/Denkstrukturen und schließlich die Möglichkeit menschlichen Geistes überhaupt.
3. Das Verwachsensein von Sprache und Sprechweisen (Kommunikationsroutinen, Kommunikationspraktiken) mit „Kulturen“, wobei interessiert, ob und in welchem Umfang sprachliche Vielfalt, die wohl das auffallendste Merkmal beim Vergleichen von Äußerungen/Texten ist, kulturbedingt sein kann bzw. wie sie Kultur konstituiert, wie sie auch identitätsstiftend wirkt, welche soziale Bedeutung sie erhalten kann.
4. Das Integriertsein oder auch nur das Aufeinanderbezogensein von Sprechen und menschlichem Handeln, mit dem besonderen Interesse am Zustandebringen, Aufrechterhalten und Verbessern von Interaktion.

2. Die beiden dominierenden Perspektiven

Oder fassen wir es noch einmal anders zusammen: Es sind vor allem zwei Eigenschaften, die menschliche Sprache so faszinierend machen. Anders als andere von Lebewesen hervorgebrachte Zeichensysteme erreicht sie mit sparsamsten Mitteln eine unwahrscheinliche semiotische Tiefe. Wohl kann auch sie nicht „alles“ ausdrücken, doch die Grenzen des Ausdrückbaren sind schwer festzumachen und lassen sich auch immer wieder hinausschieben. Wie ist das möglich? Und das andere ist, dass uns Sprache immer begleitet, wenn wir mit anderen Menschen zusammen sind. Sie erschließt uns das Miteinander (dann natürlich auch uns selbst) in einem sehr direkten Sinn. Was aber geschieht dabei? Wird durch Sprache ein Stück dieser *sozialen Wirklich-*

keit geschaffen? Wird sie nicht auch selbst auf eine besondere Weise davon geprägt, erfährt eine neue Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit?

Eine der großen Ideen, die in der Linguistik einen echten Perspektiven-Wechsel auslöste und die ihre Lebensfähigkeit bis in die Gegenwart behauptet, war ohne Zweifel die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Idee einer *generativen Grammatik*, die Vorstellung also, dass die Grammatik, als der Kern einer Sprache, ein „Apparat" sei, der bestimmte Arten von Regeln enthält, deren sukzessive Anwendung Symbolketten erzeugt, die auf einer Endstufe der Ableitung Sätzen oder Äußerungen entsprechen, und dass sich aus der Reihenfolge der Regelanwendungen und aus den Regeltypen sowohl Strukturbeschreibungen dieser Sätze wie auch bestimmte Beziehungen zwischen Sätzen rekonstruieren lassen. Sicher, ein wichtiger Teil dieser Idee war ebenfalls bereits bei W. v. Humboldt da:

„Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloss ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muss derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen ... hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber. Sie muss daher *von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen.*" (1963, 477; Hervorhebung von mir.)

Die Vorstellung des „Apparates" war bei Noam Chomsky, dem Begründer der generativen Grammatik, deutlich durch die damals interessant gewordene Automatentheorie inspiriert – auch ein Beispiel dafür, wie aus Analogien Leitideen entstehen und wissenschaftlichem Denken ein bestimmtes Gerüst geben. Das Erklärungsziel der generativen Grammatik war zunächst noch relativ eng formuliert: grammatisch richtige von grammatisch falschen Sätzen zu unterscheiden. Und es hieß noch recht unbestimmt: „a grammar mirrors the behavior of the speaker who ... can produce or understand an indefinite number of new sentences" (Chomsky 1957, 15). Verglichen mit der Grammatikforschung, die es bis zu diesem Zeitpunkt gab, war dies allerdings eine echte Revolution, die Grammatikmodelle eigentlich erst möglich und vor allem untereinander vergleichbar machte. In welche Richtung die *erklärende Kraft* gehen sollte, wurde schon früh deutlich. Etwa zeitgleich mit Chomskys „Syntactic Structures" erschien Skinners dem Behaviorismus verpflichtete Buch „Verbal Behavior", das Chomsky in einer viel beachteten Rezension einer grundsätzlichen Kritik unterzog. Für Skinner waren die *äußeren Faktoren* (Stimulus, Reaktion und Bekräftigung) von ent-

scheidender Bedeutung, für Chomsky dagegen eine fundamentale *innere Prägung*, die als von der Umgebung völlig unabhängig vorgestellt wurde.[1]

Die von der generativen Grammatik in Aussicht gestellten Modellvergleiche blieben allerdings einseitig und sind nie von allen, vor allem nicht von „den anderen", akzeptiert worden. Sie führten aber zu einer ausgedehnten Beschäftigung mit dem Problem der Adäquatheit einer linguistischen Theorie und zur Umformulierung und Präzisierung des Ziels einer generativen Grammatik. Es wurden drei Arten von Adäquatheit unterschieden: *Beobachtungsadäquatheit* erreicht eine Theorie, wenn sie alle sprachlichen Daten erfasst (was relativ leicht gelingt). *Beschreibungsadäquatheit* muss außerdem die Kompetenz eines Muttersprachlers abbilden, also Aussagen ableitbar machen über das Wissen, das notwendig ist, um etwa Sätze strukturell unterscheiden zu können und ihnen entsprechende Bedeutungen zuzuordnen. *Erklärungsadäquatheit* schließlich schließt die als universell zu verstehende Sprachfähigkeit ein, also die allgemeinen Eigenschaften, die den Spracherwerb bestimmen und die mehr oder weniger offensichtlich zur biologischen Ausstattung des Menschen gehören. Bei der Frage nach der biologischen Ausstattung stehen naturgemäß allgemeine Kategorisierungsprinzipien im Mittelpunkt, die den Sprach*erwerb* bestimmen; das Einzelne der verschiedenen Sprachen erscheint als aus diesen Prinzipien *ableitbar*.

Die generative Grammatik hat sich sehr bald diesem in besonderer Weise an *sprachlichen Universalien* interessierten Ziel verschrieben. Dabei ist sie – das versteht sich von selbst und soll hier nicht weiter verfolgt werden – in einem halben Jahrhundert mehrfach über zunächst verfolgte Grundkonzepte hinausgegangen. Die Regel-Modelle der Anfangszeit sind längst durch andere ersetzt. Chomsky spricht selbst von einem Perspektiven-Wechsel, der von einer Untersuchung des Verhaltens und seiner Produkte (Äußerungen, Texte) zur Untersuchung der inneren Mechanismen geführt hat, die in menschliches Denken und Handeln eingehen. Im Grunde hat erst dieser Perspektiven-Wechsel die Anbindung an die kognitiven Wissenschaften und die „kognitive Revolution" möglich gemacht.

Chomsky hat nie aufgehört, das Anliegen seines Konzepts von Linguistik immer wieder zu formulieren, vor wenigen Jahren (1997) etwa so: Das Sprach-Organ ist, wie andere Organe auch, genetisch bedingt. Die Linguistik hat den Ausgangszustand der Sprachfähigkeit zu untersuchen, einen *Langua-*

1 Eine auszugsweise Wiedergabe der betreffenden Texte von Skinner und Chomsky findet sich in Holzer/Steinbacher (1972, S. 46–85), der volle Text von Chomskys Rezension einschließlich eines Vorwortes zum Reprint von 1967 unter: http://monkeyfist.com/Chomsky-Archive/linguistic/skinner2_html.

ge Acquisition Device, welchen Input der haben muss, so dass jede beliebige Sprache der Output sein kann. Und das sei eine abstrakte Beschreibung, die in Begriffen von Eigenschaften zu geben ist, die das Gehirn irgendwie besitzen muss (Chomsky, 1997).[2]

Bei der Einschätzung der bisher erreichten Erkenntnis bleibt Chomsky extrem vorsichtig, begründet dies allerdings – und das halte ich für besonders bemerkenswert – mit der kaum vorstellbaren Komplexität des menschlichen Gehirns:

„The problems that remain are considerable, to put it mildly. The human mind/brain is perhaps the most complex object in the universe, and we barely begin to comprehend the ways it is constituted and functions. Within it, language seems to occupy a central place, and at least on the surface, the variety and complexity are daunting.“ (Ebenda)

Chomsky unterstreicht auch (ebenda), dass der Untersuchungsgegenstand von den besonderen Interessen und den gestellten Fragen abhängt und dass die menschliche Sprache unter zahlreichen anderen Gesichtspunkten als dem von ihm verfolgten untersucht werden kann.

Was die Rezeption seiner Arbeiten und die Akzeptanz seiner Ideen als *neben* anderen gültigen gelegentlich schwer macht, ist der oft abstrakt-technische Charakter der verwendeten Begriffssysteme und eine gewisse holzschnittartige Verengung der Argumentation. Auf den Vorwurf der Unverständlichkeit reagiert er gern mit dem Hinweis, dass jede Wissenschaft ihre Fachsprache hat, die für Laien schwer verständlich ist. Das allerdings berührt wohl nur einen Teil des Problems. Und seine Argumentation – so sachlich richtig sie sein mag – ist bisweilen geeignet, Vertreter anderer Ansätze auszugrenzen. In einem in „The Architecture of Language“ wiedergegebenen Interview sagte er auf die Frage, warum bei ihm *community*, *culture* oder *Zweisprachigkeit* nicht vorkämen, dass daran doch nichts Besonderes sei:

„People aren't clones and as long as there is some diversity, you're going to have some small variety of multilingualism. It may be so small that you won't call it 'multilingualism' but there will be some variety. … To say that people speak different languages is a bit like saying they live in different places or look different.“ (Chomsky, 2000)

Oder:

“To say that language is not innate is to say that there is no difference between my granddaughter, a rock and a rabbit. In other words, if you take a

2 Bei Texten, die aus dem Internet heruntergeladen wurden, können – sofern sie keine beständige Zählung mitbringen – leider keine Seitenzahlen angegeben werden.

rock, a rabbit and my granddaughter and put them in a community where people are talking English, they'll all learn English. If people believe that, then they believe that language is not innate." (Ebenda).

Für viele Linguisten war und ist die mit der Orientierung auf die Sprach*fähigkeit* verbundene Betonung der genetischen Vorgaben zu einseitig. Ich meine, dass sich das Problem reduziert oder sogar auflöst, wenn man sich klar macht, dass sich beide Perspektiven nicht auf dasselbe beziehen. Universelle Eigenschaften des Language Acquisition Device schließen doch nicht aus, dass im Output des Sprachorgans auch solche Kommunikationserfahrungen verarbeitet sind, die möglicherweise über viele Generationen oder ganze Kulturen fest sind, ohne dass sie zu Erbanlagen werden, und sie schließen vor allem nicht aus, dass die der Kompetenz innewohnenden zahlreichen Varianten eine soziale Bedeutung haben oder annehmen können, wenn sie von sozial bewerteten, mit Prestige versehenen Sprechern oder in besonderen Situationen verwendet werden. Auch wenn Chomsky und seine Anhänger dies gelegentlich bestreiten oder für ein mehr oder weniger uninteressantes Thema halten.

Glaubte man den Mitteilungen auf den Wissenschaftsseiten vieler Zeitungen, dann könnte man denken, dass die genetische Verankerung der Sprache inzwischen nachgewiesen sei. So taucht seit etwa zwei Jahren die Meldung auf, dass ein *Sprach-Gen* gefunden worden sei. Bei der Untersuchung einer englischen Familie, in der auffällige Sprachstörungen vorkommen, war man darauf gestoßen, dass ein bestimmtes Gen, FoxP2, in dieser Familie winzige Mutationen aufwies. FoxP2 kommt ziemlich konstant bei allen Säugetieren vor. Geringfügig ändert es sich erst bei der Trennung des Menschen vom Affen. Die Unterschiede bestehen im Vorkommen ganz bestimmter Aminosäuren. Oder genauer: Dieses Gen enthält den Bauplan für ein Protein, das aus 715 Aminosäuren besteht, die die Weitergabe genetischer Information steuern und auf diese Weise andere Gene kontrollieren. Wir *wissen* also, dass dieses Gen etwas mit dem Herausbilden des Sprachorgans und insofern etwas mit dem Erwerb der Sprache zu tun hat. Was dabei aber im einzelnen abläuft und wie wir solche Abläufe auf bekannte Eigenschaften der Sprache beziehen können, wissen wir noch lange nicht.

* * *

Wenig später als die generative Grammatik, etwa in der Mitte der 60er Jahre, begann sich eine andere Perspektive zu verbreiten, die in der Sprache (vor allem) eine *soziale* Erscheinung sah. „Sozial" musste dabei nicht spezifiziert sein. Es konnte irgendwelche Bindungen sprachlicher an soziale Merkmale der Sprecher oder Besonderheiten des Verwendens von Sprache in sozial definierten Situationen ebenso umfassen wie die selbstverständliche Tatsache,

dass Sprache nicht unabhängig von einer sie benutzenden Gemeinschaft existiert und sich dank dieser „dienenden“ Rolle mit sozialen Zwecken verbindet. Diese Perspektive verstand sich im Allgemeinen nicht als Alternative zur generativen Grammatik, sondern eher zu einer sozial uninteressierten Linguistik, zu einer Forschungshaltung also, die für die ältere Linguistik weithin, aber auch für den Strukturalismus und natürlich die generative Grammatik charakteristisch war. Motivationen kamen namentlich von den politischen Veränderungen der 60er und 70er Jahre, von den Protest- und Studentenbewegungen in einigen westlichen Ländern, aber auch von möglich gewordenen Neuorientierungen in einigen östlichen, in besonderem Maße auch in der DDR. Im Unterschied zur generativen Grammatik und teilweise dann auch in Auseinandersetzung mit ihr versuchte die soziale Perspektive, Eigenschaften der Sprache aus der letztlich sozialen Situation des Kommunizierens heraus zu erklären. Was übrigens auch nicht unbedingt eine neue Idee war, sondern ebenfalls bereits bei W. v. Humboldt anklingt (vgl. etwa seine Arbeit zum Dualis).

Ein wichtiger Punkt in der Auseinandersetzung war auch das Verhältnis zur Empirie. Die generative Grammatik war ja mit dem Anspruch aufgetreten, ein ganz neues Niveau von Wissenschaftlichkeit zu verkörpern. Ihre Gegner konterten, dass sich die empirische Basis dieser Wissenschaftlichkeit allerdings auf einen idealen Sprecher/Hörer beschränke, auf die sprachliche Kompetenz des Untersuchenden letztlich, der grammatische von ungrammatischen Sätzen unterscheiden kann, was bedeute, dass dieser für seine Untersuchung außer dem, was er selbst im Kopf hat, nichts weiter brauche. Demgegenüber würden die sozial oder kommunikativ orientierten Ansätze in einem gewissen Umfang wenigstens tatsächliche Kommunikation festhalten und analysieren (was ihnen neben dem immer richtigen Vorwurf ungenügend repräsentativer Daten auch den des Anekdotischen einbrachte). Doch auch dieser Streit erweist sich großenteils als überflüssig, wenn man sich klar macht, welche Fragen eigentlich beantwortet werden sollen.

In relativ kurzer Zeit entstanden Richtungen wie *Soziolinguistik*, *Psycholinguistik*, *Pragmalinguistik*, *Gesprächsanalyse*, *interaktionale Linguistik* und andere. Es war die Zeit, in der in manchen (westlichen) Ländern Universitäten auf- und ausgebaut wurden; unter den Lehrenden vollzog sich ein Generationswechsel; all dies begünstigte das Entstehen neuer Ansätze. Manches hat inzwischen wieder an Bedeutung verloren. Insgesamt haben die genannten Richtungen jedoch ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Und man kann sagen, dass in den meisten Ländern die Mehrheit der Linguisten immer noch auf einem dieser Gebiete arbeitet.

Impulse für Begriffsbildung und Leitideen für diese Richtungen kamen aus der Psychologie und Soziologie, teilweise auch aus der Philosophie. Vor allem in der Frühphase war dies die Ko-Varianz von Sprachlichem und Sozialem, der Versuch also, das Vorkommen sprachlicher Merkmale an soziale Charakteristika der Sprecher oder der Kommunikationssituation zu binden. Ein weiter gehender, in der Betrachtungsweise teilweise sogar entgegengesetzter Schritt war dann die Vorstellung, dass durch die Verwendung bestimmter Sprachformen Situationen oder „Kontexte“ *geschaffen* werden. Eine neue Leitidee erwies sich bald als fruchtbar: im Sprechen eine *Tätigkeit* oder ein *Handeln* zu sehen, verbale Kommunikation also mit den Merkmalen von Tätigkeiten oder (oft mit einem bewussten Unterschied dieser beiden Begriffe) Handlungen auszustatten, zu denen vor allem ein Ziel und eine bestimmte Menge von zielgerichteten Teiloperationen gehören sowie ein bestimmtes Verhältnis zu anderen Tätigkeiten (aus denen Kommunikation folgt, sie ersetzt, sie koordiniert usw.). Dies schuf ein enorm produktives Gedankengerüst für die auch theoretische Einordnung von Sprache/Sprechen in gesellschaftliche Zusammenhänge. Sprache und Kommunikation hörten auf, etwas Zusätzliches in diesen Zusammenhängen zu sein; sie wurden wesentlich, mitbestimmend auch für unser Verständnis von Gesellschaft. Anregungen kamen einmal aus der sowjetischen Psychologie, die sich in der Tradition von Wygotski um eine *Tätigkeitstheorie* bemühte, und zum andern aus der in der Wittgenstein-Tradition von Austin und Searle entwickelten *Sprechakttheorie*; für die Gesprächsforschung und die interaktionale Linguistik kamen sie auch aus der *Konversationsanalyse* und der *Ethnomethodologie*. Diesen Richtungen im einzelnen nachzugehen, ist hier leider nicht der Ort.

Ihre Ergebnisse sollte man ähnlich vorsichtig einschätzen wie Chomsky die der kognitiven Linguistik einschätzt: Je mehr wir wissen, desto deutlicher wird auch, was wir nicht wissen. Aber wir wissen inzwischen doch manches. Ohne Soziolinguistik ist moderne Sprach- und Bildungspolitik nicht denkbar, ohne Gesprächsanalyse kein Kommunikations-Training, ganz zu schweigen von den nicht wenigen Einsichten in die Rolle, die Sprache und Kommunikation für das soziale Zusammenleben der Menschen spielen. Auch die alte Frage nach dem tatsächlichen Verhältnis von Angeborenem und dem in einer gesellschaftlichen („kulturellen“) Umgebung Erworbenen ist alles andere als beantwortet. Die gegenwärtige Euphorie genetischer Erklärungsversuche dürfte bald durch eine intensivere Suche nach kulturellen Auslösern und Vermittlungen ergänzt werden. Übrigens war es ja gerade die Wygotski-Traditi-

on, die der biologischen Determiniertheit des Menschen eine „kulturhistorische“ an die Seite stellte und dafür auch eine Menge plausibler Forschungsergebnisse anführen konnte.[3]

Handlungs- und tätigkeitsorientierte Ansätze litten ein wenig unter der Illusion, dass man aus sprachlichen Indikatoren mehr oder weniger mühelos die *Intentionen* von Sprechern rekonstruieren könne. Der Tätigkeitstheorie wurde zudem von manchen vorgeworfen, dass sie sich auf Marx stützte. Paradoxerweise schloss dies nicht aus, dass ihr auch in der DDR teilweise mit Skepsis oder gar Misstrauen begegnet wurde.[4]

Problematisch ist die Instrumentalisierung konzeptueller Unterschiede in den vor allem bei knapper werdenden Mitteln sich zuspitzenden Verteilungskämpfen, die bereits in den 80er Jahren begannen. Der einen Seite wurde wissenschaftliche Bedeutungslosigkeit oder Beliebigkeit vorgeworfen, der anderen eine Verengung des Gegenstandes durch Verzicht auf fast alle interessanten Fragen. Ludwig Jäger hat 1993 in einem viel diskutierten und eine verbreitete Stimmung ausdrückenden Artikel zwei Traditionslinien, die Chomsky-Theorien und die Mead-Theorien, einander gegenübergestellt und zwei Thesen zur Geschichte der Linguistik formuliert: 1. sie lasse sich beschreiben als iterative Verdrängung von Mead-Theorien durch Chomsky-Theorien; 2. die Geschichte der Chomsky-Theorien sei eine Erosionsgeschichte des Erkenntnisgegenstandes Sprache; der werde schließlich so eng, dass er nicht mehr taugt, die Identität einer Disziplin Sprachwissenschaft zu gewährleisten (Jäger, 1993, 79). Die Linguistik sei in disziplinärer Auflösung begriffen (ebenda, 90), die Chomsky-Linguistik sei keine *Sprach*wissenschaft mehr und habe nur noch wenig zu tun „mit Sprache im Sinne ihrer kulturellen Existenz im realen Leben realer Menschen“ (ebenda, 94). Das ist in dieser Zuspitzung sicher nicht richtig, verständlich aber als Reaktion auf den Anspruch der Chomsky-Linguistik, die eigentliche oder allein wissenschaftliche Linguistik zu verkörpern. Als schärfster Kritiker ist damals Bierwisch aufgetreten, der Jägers Thesen für „ideologisch“ hielt und meinte, dass der in ihnen enthaltene

3 Wie wenig auch darüber ein „letztes“ Wort gesprochen ist, zeigt jetzt Keiler, 2002. Allerdings scheint die Zahl derer, die noch mitreden können oder wollen, im Schwinden begriffen zu sein.

4 Vgl. zu einigen Aspekten dieser Auseinandersetzungen unser noch zu DDR-Zeiten geschriebenes, aber erst später ausgeliefertes und dann schnell vergessenes Buch „Kommunikation und Wissen. Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsgebiet“ (Hartung, 1991). – Dazu und zum Gesamtkomplex auch die sehr um Genauigkeit und Differenziertheit bemühte, sie allerdings nicht immer erreichende Darstellung von Wurche, 1999.

Vorwurf nicht neu sei, „eine besonders törichte Variante hatte den Namen ‚Marxistisch-leninistische Sprachtheorie'" (Bierwisch, 1993, 112).

Vor allem die Linguistik in den neuen Bundesländern ging aus diesem Verteilungskampf geschwächt hervor. Die Weiterführung einiger Richtungen erschien hier nicht mehr opportun. Auch bei der Abwicklung der Akademie war man trotz sehr guter Evaluierungsergebnisse erfolgreich bemüht, Gruppen, die die soziale Funktion von Sprache und Kommunikation erforschten, total aufzulösen.

Vieles aus den sozial und kommunikativ orientierten Ansätzen lebt – in Deutschland – heute unter der Bezeichnung *Gesprächsforschung* fort, als *interaktionale Linguistik*, die sich – ganz allgemein gesagt – damit beschäftigt, „wie Sprache von der sozialen Interaktion geprägt wird und wie Sprache ihrerseits soziale Interaktion prägt" (Selting/Couper-Kuhlen, 2000, 78), oder als *Kontaktlinguistik*, die sich mit dem Aufeinandertreffen, den Kontakten von Sprachen, oder genauer: von Sprechergruppen, und insbesondere mit den daraus entstehenden Konflikten beschäftigt.

3. Gibt es wirklich nichts Neues?

In der Vergangenheit war es bisweilen üblich, den Wechsel von einem Jahrzehnt zum anderen zum Anlass zu nehmen, Bilanz zu ziehen und künftige Aufgaben der Forschung zu umreißen. Nun ist kürzlich ein Jahrhundert – mehr noch: ein Jahrtausend – zu Ende gegangen, doch die Neigung zu Bilanzen und Prognosen fiel jedenfalls in der Sprachwissenschaft recht kärglich aus. Das mag verschiedene Ursachen haben: Vielleicht vollzieht sich die Umwälzung des Wissens doch nicht so schnell, wie oft behauptet wird; oder die Differenzierung der Wissenschaften ist inzwischen so weit gediehen, dass es einer neuen Zusammenfassung bedürfte, die aber noch fehlt; denkbar ist auch, dass manche Wissenschaften andere Sorgen haben, die eher das laufende und noch das nächste Jahr betreffen, nicht aber die fernere Zukunft; es mag auch mehr Bilanzen und Ausblicke gegeben haben, als mir – sicher zufällig – bekannt geworden sind. Vermutlich sind alle Gründe wirksam.

Eine der wenigen sprachwissenschaftlichen Konferenzen, die sich das Thema „Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik" gab, fand – mit durchaus prominenter Beteiligung – im April 2001 in der Schweiz statt. Diese Konferenz entbehrte auch nicht einer gewissen Typik, wenngleich sie nicht für die gesamte Sprachwissenschaft als repräsentativ gelten kann. Zu den Schwerpunkten oder Kernthesen gehörten etwa diese:[5]

- Eine künftige Sprachwissenschaft müsse transdisziplinär orientiert sein

und den kartesianischen Ansatz durch einen anti-kartesianischen überwinden. Mit anderen Worten: Die durch die Chomsky-Richtung bewirkte Gegenstandsverengung müsse einer weiten, sozial oder kulturell orientierten Gegenstandskonstitution Platz machen. So jedenfalls der eben bereits erwähnte Ludwig Jäger im Hauptvortrag.

- Sprache dürfe nicht von der Kommunikation getrennt werden.
- Sprachwissenschaft müsse als Kulturwissenschaft begriffen werden; auch dies eine These, mit der vor allem die Grenze zu Forschungsansätzen gezogen werden soll, die sich um das Finden von sprachlichen Universalien als einer menschlichen, biologischen und damit kulturunabhängigen Grundausstattung bemühen.
- Ein ganzer Tag der Konferenz war den Sprachnormen und der Notwendigkeit von Sprachkritik gewidmet.
- Und schließlich ging es auch wieder um das Problem der ungenügenden Wahrnehmung der Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit.

Natürlich ist es legitim, in diesen Schwerpunkten den Kern dessen auszumachen, womit sich Linguisten auch in Zukunft beschäftigen werden. Weite Bereiche der wissenschaftstheoretischen Diskussion werden mit Sicherheit von ihnen besetzt werden. Ebenso gut könnte man aber auch sagen, dass hier Sprachwissenschaft von gestern, nicht von morgen vorgestellt wurde. Immerhin sind dies alles alte Themen, die den innerdisziplinären Streit seit mehr als zwei Jahrzehnten bestimmen (teilweise auch schon länger), auch wenn manches für neuer ausgegeben wird. Wirklich neue Ideen sind hier und auch andernorts nicht immer leicht zu finden.

3.1. Sprache als gestaltende Kraft

Es gibt weitgehenden Konsens darin, dass Sprache dazu dient, etwas auszudrücken, etwas wahrnehmbar zu machen, das in unserem Geist, Bewusstsein, Denken bereits da ist oder sich dort bildet, indem wir sprechen. In dieser eben vorgenommenen scheinbar geringfügigen Erweiterung steckt ein durchaus gewichtiges Problem. Nur unter einer ganz bestimmten Perspektive ist Sprache *Ausdruck* des Denkens. Unter einer anderen (biologischen oder auch kulturellen?) ist sie eher ein zunächst unabhängiges Organ, das dem Denken ein Gerüst gibt, das Wege für den Vollzug des Denkens vorzeichnet. Wie aber ist es angesichts dieser Erweiterung mit dem Verhältnis zu einer außerhalb existierenden Wirklichkeit? Wenn das Denken die Wirklichkeit „widerspiegelt“,

5 Ich stütze mich hier auf den Bericht von Holzer/Schmellentin/Sturm, 2001.

dann scheint es nahe zu liegen, dies auch auf die Sprache zu übertragen. Viele haben sich jedenfalls mit dieser Perspektive zufrieden gegeben. Es entstehen aber ein paar Probleme. Wie wir sprachliche Äußerungen verstehen, hängt von den Erfahrungen ab, die wir gemacht haben, von unserm Vor-Verständnis, von den Interessen, die uns aktuell oder dauerhaft leiten. Dies lässt sich zwar auch noch als Wirklichkeit fassen, aber es ist eine *für uns* existierende Wirklichkeit. Und wenn wir eine so geprägte Sprache verwenden, übernimmt die von uns versprachlichte Wirklichkeit notwendigerweise in bestimmtem Umfang diese Prägung. Worüber wir sprechen, *erscheint* uns in einem bestimmten Licht, nicht weil dies objektiv so ist (oder sein müsste), sondern weil es die verwendete Sprache nahe legt. In der Linguistik ist dies als *sprachliche Relativität* bekannt.

Das darin enthaltene Problem wird insofern immer gewichtiger, als wir in einer Welt leben, in der die Zahl unserer unmittelbaren Erfahrungen abnimmt, die der sprachlich und über sog. Medien vermittelten aber zunimmt. Wir sind immer mehr mit Informationen konfrontiert, deren Deutung gleich mitgeliefert wird. In gewisser Weise ist dies ein Merkmal des viel gepriesenen Informationszeitalters. Es ist ohnehin nicht der Normalfall, dass zwei Menschen eine Äußerung total gleich verstehen oder ein Hörer genau das, was der Sprecher in seinem Kopf hatte, auch wenn solche Idealisierungen in manchen linguistischen Theorien für nötig gehalten werden. Nun aber entziehen sich die Folgen des Auseinanderfallens von Äußerungsproduktion und -rezeption immer mehr der individuellen Kontrolle. Sie werden „von außen“ beeinflussbar.

Die Probleme des Verstehens von Texten, vor allem von solchen aus der Vergangenheit, waren ein zentraler Punkt der *Hermeneutik*, die die Rolle von Erfahrungshorizonten, das Verflochtensein von Sprache und Kultur und die Aushandelbarkeit von Deutungen in die Debatte gebracht hat. Damit wurde nicht einfach nur Wirkungsgeschichte auf Kosten der eigentlichen(?) Geschichte überdimensioniert dargestellt, wie Kritiker gern betonen. Die von der Hermeneutik aufgeworfenen Fragen sind auch ein Versuch, den bedrohlichen Herausforderungen einer modernen, auf einer Flut von Informationen aufbauenden Gesellschaft zu begegnen. Auf die Sprachwissenschaft hatte die Hermeneutik allerdings keinen besonders nachhaltigen Einfluss. Obwohl gerade die Textlinguistik Anregungen hätte brauchen können. Dass dafür kein fruchtbarer Boden bestand, mag auch daran liegen, dass sich die Textlinguistik lange Zeit mehr mit Strukturen und der Ko-Varianz von Text- und Situationsmerkmalen beschäftigte. Es war (und ist?) ja nicht einmal so leicht zu vermitteln, dass die Rezeption von Äußerungen eine eigenständige *Handlung* ist und

nicht einfach die Umkehrung der Produktion, so dass es – z.B. – zu jedem Produzenten-Text so viele Rezipienten-Texte gibt, wie es Hörer/Leser gibt.

Auch der *Konstruktivismus* hat, wenn man von Ausnahmen absieht, bisher keinen nachhaltigen Einfluss auf die Sprachwissenschaft. Obwohl auch er die Perspektive auf Sprache durch wichtige Aspekte bereichern könnte. Da ist etwa Maturanas These, dass die Grundfunktion der Sprache nicht die Übermittlung von Information oder die Beschreibung einer unabhängigen Außenwelt ist, sondern die Erzeugung eines konsensuellen Verhaltensbereichs zwischen sprachlich interagierenden „Systemen". Information werde innerhalb des kognitiven Bereichs autopoietischer Systeme konstruiert. Oder mit anderen Worten: Der Autor ist verantwortlich für das, was er schreibt, nicht aber für das, was jemand liest; das wird nicht vom Text festgelegt, jedenfalls nicht allein und unbedingt, sondern von Struktur und Befindlichkeit des Lesers (vgl. S.J. Schmidt, 1987; auch Maturana, 1997). Für eine Sprachwissenschaft, die über bestimmte Idealisierungen hinaus will, ist es m.E. notwendig, darüber nachzudenken. Tatsächlich findet ja ein totales Verstehen nicht statt. Es reicht aus, wenn wir einen bestimmten, für uns wichtigen Teil der Information „konstruieren".

Eine andere von Maturana geäußerte Idee ist diese: Wenn Sprache die Verhaltenskoordination organisiert, dann muss entwicklungsgeschichtlich eine ihrer Voraussetzungen die sein, dass sie wechselseitige Anerkennung und Achtung der Individuen herstellen und lenken kann. Eine Voraussetzung für Entstehung und Durchsetzung der Sprache müssen dann Bedürfnisse wie Zuneigung und Liebe eher gewesen sein als Konkurrenz, Konfrontation und Dominanz (Maturana, 1997). Wir können nur darüber spekulieren, was sich die ersten Menschen zu sagen hatten, aber solche Spekulationen bestimmen mit, was wir an der Sprache für wichtig halten. Oder anders herum: Unsere Spekulationen sind ein Spiegelbild dessen, was wir gewohnt sind für wichtig zu halten.

In gewissen Ansätzen hat konstruktivistisches Denken allerdings durchaus Eingang in die Sprachwissenschaft gefunden. Am deutlichsten sehe ich das in der allmählichen Aufweichung des vor allem in der frühen Soziolinguistik gängigen Konzepts der Ko-Varianz: Merkmale verschiedener Ebenen/Bereiche seien so aneinander gebunden, dass das Auftreten des einen das Auftreten des anderen nach sich ziehe. So glaubte man, Zusammenhänge relativ sicher rekonstruieren zu können. Und das Wissen der Kommunizierenden stellte man sich als in Komponenten oder Modulen geordnet vor, in die sie nach einer entsprechenden Situationsanalyse nur hinzugreifen hat-

ten. Inzwischen geht man eher davon aus, dass Sprecher und Hörer Zugang zu relativ flexiblen Ressourcen oder Potentialen in ihren Gedächtnissen haben, mit deren Aktivierung sie soziale und kulturelle Identitäten und damit wichtige Parameter einer Kommunikationssituation erst im Handeln *herstellen*, wobei diese weder für das aktuelle Ereignis noch für spätere Aktivitäten der Sprecher konstant bleiben müssen. Diese Perspektive wird dem *aktiven* Verhalten der Kommunizierenden besser gerecht, auch ihrem Veränderungs- oder Anpassungsstreben.

Aufgehoben ist solches Denken heute vor allem in der *interaktiven Linguistik* sowie in Richtungen, die sich mit *interkultureller Kommunikation* beschäftigen oder mit *language ideology* (für die eine deutsche Übersetzung wohl noch immer unzweckmäßig ist).

3.2. Die (alte) Furcht vor Verfall und Fremdeinfluss

Eine nicht seltene Perspektive auf Sprache sieht in dieser ein *Gut, das dem Verfall anheim gegeben ist*. In gewisser Weise ist dies eine Meta-Perspektive, denn sie setzt zunächst einmal voraus, in der Sprache ein Kulturgut zu sehen, ein Ergebnis kultureller, also auch pflegerischer Anstrengungen, oder aber einen lebenden Organismus, der, wie alles Lebende, nach einem Stadium der Blüte das des Niedergangs erleidet. Ein solcher Niedergang wurde (und wird) beispielsweise dann gesehen, wenn vollere Flexionsformen vergangener Sprachzustände reduzierten Formen weichen, wenn – in jüngerer Zeit – etwa der Gebrauch des Konjunktivs zurückgeht, der Genitiv mehr und mehr schwindet, Attribute „falsch“ dekliniert werden, der Kasusgebrauch in Appositionen durcheinander geht oder die Orthografie beliebig wird. Das alles sind zunächst Norm*verletzungen*. Ihre Ursachen können verschiedenartig sein und haben jedenfalls etwas mit den Bedingungen zu tun, unter denen Sprache verwendet wird, also mit sich verändernden Anforderungen, mit Voraussetzungen, die die Kommunizierenden mitbringen, natürlich auch mit deren Bequemlichkeit, die euphemistisch als Sprachökonomie verstanden werden kann. Normverletzungen, die sich durchsetzen, bilden eine neue Norm, unter Umständen können sie auch bestimmte Momente der Struktur einer Sprache verändern. Dies war für die ältere Sprachwissenschaft ein Grund, strukturelle Unterschiede von Sprachen als Ausdruck eines spezifischen Entwicklungsstandes zu sehen und insbesondere Sprachen mit einer reichen Morphologie, wie sie für viele europäische Sprachen und vor allem das Deutsche charakteristisch ist, für „entwickelter“ zu halten. Heute tun dies nur noch Laien.

Menschen, die ihre Sprache verwenden, stehen dabei unter mancherlei Zwängen. Sie wollen mit ihren Äußerungen etwas bewirken, müssen ihnen also einen solchen Zuschnitt geben, dass dies auf eine möglichst günstige Art erreicht werden kann. Ihre Mitteilung muss verstanden und in einen bestimmten Interaktions- oder Beziehungsrahmen eingeordnet werden. Jede Sprache enthält zur Gewährleistung von *Verständigung* ein so reiches semiotisches Potential, dass hier, von der Sprache her, kaum Probleme auftreten, ein totales Versagen des Kommunikationsmittels in absehbarer Zeit also nicht zu befürchten ist – jedenfalls in jenen Bereichen nicht, in denen es tatsächlich und entsprechend reflektiert verwendet wird. Genau deshalb sind Hoch- oder Standardsprachen (wie das Hochdeutsche) wichtige kulturelle Leistungen von Sprachgemeinschaften. Die immer wieder erforderliche Kodifizierung und Überwachung von Normen ist ein Teil davon. Allerdings gehört es zur Natur einer (lebenden) Sprache, dass sie sich unaufhörlich verändert – ohne dadurch ihre Kommunikationstauglichkeit zu verlieren.

Sprache ist aber auch notwendiges Mittel der Identifikation, des Signalisierens von Zugehörigkeit oder Ausgrenzung, von Vertrautheit oder Fremdheit. In dem Maße, in dem Kommunikation das *Herstellen von Konsens* ist, gewinnt das Ausdrücken von Zusammengehörigkeiten an Bedeutung. Und das geschieht nun nicht mit „anderen“ sprachlichen Mitteln, sondern mit genau denen, die auch Verständigung ermöglichen, die aber in unterschiedlicher Weise den Beteiligten bekannt, vertraut oder fremd sind. Jede Gesellschaft besteht aus Gruppen, die intern und extern (mit anderen Gruppen) kommunizieren. Kommunikationsgegenstände und die Erfahrungen mit ihnen werden sich unterscheiden. Was intern vertraut ist, kann extern fremd sein, dennoch versteht man sich, wenn beide es wollen, etwa Spezialisten und Laien. Jede Sprachgemeinschaft hat Nachbarn, die eine andere Sprache sprechen. Die „fremde Sprache“ genießt genau wie die Fachsprache manchmal ein hohes Prestige, ein andermal wird sie abgelehnt oder gefürchtet. Und dann werden Werte verschiedenster Art auf die eigene oder die fremde Sprache projiziert: Man hält die Art, in der etwas gesagt wird, für überzeugend oder unglaubwürdig, für anspruchsvoll oder trivial, für sachlich oder parteiisch; man erkennt schöne und hässliche, einfache und schwierige Sprachen. Man *verhält sich* zum anderen Sprecher und zu dem, was er sagt.

Was hier abläuft, ist ein komplexer Prozess, in dem soziale und interethnische Verhältnisse auf eine sprachliche Folie bezogen werden, auf der dann oft auch die diesen Verhältnissen innewohnenden Differenzen ausgetragen werden. Es ist aber letztlich nie irgendeine Sprache schuld daran, wenn sich

Bevölkerungsgruppen ausgegrenzt fühlen, weil sie andere nicht verstehen oder selbst nicht verstanden werden. Deshalb kann auch die Lösung solcher Probleme nicht allein die Aufgabe von Sprachwissenschaftlern sein, wie es andererseits aber auch problematisch ist, wenn Gruppen dabei den Ton angeben, die von Sprache oft recht vereinfachte Vorstellungen haben (wie etwa Politiker oder Journalisten).

Für unsere heutige Gesellschaft wird eine deutliche Zweiteilung sichtbar: Auf der einen Seite gibt es Gruppen, die mit meist überzeugenden Beispielen für sprachliche Gedankenlosigkeit eine zunehmende Verwahrlosung des Sprachgebrauchs heraufkommen sehen:

„Noch nie haben Schriftsteller so schludrig geschrieben, haben Politiker seichter und ungeschliffener geredet, Journalisten gewissenloser und opportunistischer geschrieben, ist die deutsche Sprache an deutschen Schulen mehr vernachlässigt worden als heute – von der Sprache in Werbung und Massenmedien ganz zu schweigen.“ (Ueding, 2002)

Und von vielen wird, m.E. weniger überzeugend, eine Verdrängung des Deutschen durch das Englische und das Entstehen einer Mischsprache befürchtet. – Diesen kaum überhörbaren Gruppen steht auf der anderen Seite die große Mehrheit derer gegenüber, denen Sprache mehr oder weniger gleichgültig ist oder die sich allenfalls aus Gründen einer politischen Korrektheit für ihre Pflege einsetzen würden.

Hinzu kommt noch ein besonderes deutsches Problem: Die sprachprägenden Eliten haben in der deutschen Geschichte wiederholt einen erstaunlichen Mangel an Verbundenheit mit der eigenen kulturellen Tradition gezeigt. Ein solches von Störungen nicht freies Verhältnis zur deutschen Vergangenheit, auch zur Sprache vorangegangener Generationen, ist offensichtlich auch für die heutige Zeit charakteristisch. Als Ursache mag hier die Zeit des Nationalsozialismus und das durch ihn beschädigte Ansehen der Deutschen eine Rolle spielen. Gegen eine so direkte Erklärung spräche allerdings, dass die Zahl der Deutsch als Fremdsprache Lernenden nach einem Höhepunkt in den 70er Jahren heute wieder rückläufig ist. Offenbar doch deshalb, weil der Anreiz, Deutsch zu lernen, geringer wird. Oder schärfer formuliert: weil es in deutscher Sprache immer weniger Interessantes zu lesen oder zu hören gibt. Ein Beispiel dafür ist auch der Rückgang des Deutschen als Wissenschaftssprache, den man freilich ebenso als Ausdruck des Zusammenwachsens der Welt oder wenigstens der scientific community verstehen kann.

Die sprachprägenden Eliten im heutigen Deutschland zeichnen sich nicht nur durch eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Sprache

aus, sie sind auch mit einer Bildung ausgestattet, die sie diese Gleichgültigkeit gar nicht wahrnehmen oder sogar noch rechtfertigen lässt. Wenn eins der reichsten Bundesländer meint, mit dem Slogan *man könne alles, nur nicht Hochdeutsch* auf sich aufmerksam machen zu müssen, dann ist das eigentlich ein erschreckendes Armutszeugnis für Deutschland und ein PISA-würdiger Nachweis mangelhafter sprachlicher Bildung der sich so Darstellenden – was nur dann funktioniert, wenn man von seiner Umgebung annimmt, sie müsse sprachliche Kompetenz in ähnlicher Weise geringschätzen.

Die besondere Gemengelage von Motivationen für Warnungen vor dem Niedergang des Deutschen und Aufrufen zum Kampf dagegen macht es relativ schwer, vernünftige Wege für ein Gegensteuern in den notwendigen Fällen zu finden. So ist denn der Kampf gegen Sprachverfall auch zu einer Domäne konservativer bis extrem rechter Wortmeldungen geworden, während sich Linke mit diesem Thema eher schwer tun, es wohl auch unterschätzen. So dürfte es noch ganze Weile bleiben, trotz des immer wieder einmal auflebenden Interesses einer breiteren Öffentlichkeit.

3.3. Sprache und Kultur

Eine neue und sich in mancher Hinsicht revolutionär gebende Sicht auf Sprache und Kommunikation ist in den letzten Jahren von einer Denkrichtung formuliert worden, die sich als *Memetik* bezeichnet und mit Begriffen und Analogien aus der Genetik die Kulturwissenschaft zu erneuern versucht; mehr noch: sie versteht sich auch als neue Brücke zwischen Natur- und Kultur- bzw. Geisteswissenschaften, und ihre Wortführer sind ihrer Ausbildung nach auch so etwas wie moderne Universalgelehrte, Multiwissenschaftler, wie man heute sagt. Als ihr Begründer gilt Richard Dawkins, ein Soziobiologe. Es wäre sicher nicht ganz abwegig, die Memetik als wenig wissenschaftskonforme, allenfalls interessante, aber doch auch ans Unseriöse grenzende spekulative Denkrichtung abzutun. In einigen zentralen Punkten ist jedenfalls Widerspruch anzumelden. Andererseits ist sie ein Versuch, Fragen nach den Möglichkeiten der Sprache und nach der Zukunft des über sie verfügenden Menschen auf eine neue Art zu stellen. Zumindest insofern sollte sie unsere Aufmerksamkeit verdienen. Dass die Genetik heute zu einem Lieferanten von Leitideen wird, ist ja naheliegend.

Der Grundgedanke der Memetik ist, dass in der Evolution zwei Stufen zu unterscheiden sind, eine biologische, deren zentraler Begriff das *Gen* ist, und eine geistige oder kulturelle, die auf der Verbreitung von *Memen* beruht. Meme sind – der Begriff ist zweifellos recht unscharf und bedürfte der Präzi-

sierung – Gedanken, die sich zu erinnerbaren Einheiten zusammentun und so Kulturen konstituieren. Der „Zweck“ von Genen besteht in ihrer Replikation. Und die gelingt mit manchen ihrer Wirte (den Lebewesen) besser als mit anderen, so dass bestimmte, sich zufällig ergebende Träger bevorzugt werden und schließlich eine Folge von Entwicklungsschritten bilden, die dann eben als Evolution wahrnehmbar ist. Als die Gehirne irgendwann so weit entwickelt waren, dass sie Ideen speichern, verändern, weitergeben und empfangen, also *kommunizieren* konnten, entstand ein neuer Schauplatz der Evolution: die Gehirne, die sich vermittels ihrer Ideenproduktion und -bearbeitung als immer nützlicher dafür erwiesen, ihre DNA-Wirte am Leben zu erhalten und zu ernähren und sie so in den Dienst einer immer effektiveren Vervielfachung zu stellen, nun nicht mehr der Erbinformation, sondern aller wesentlichen, von den Gehirnen geschaffenen und in ihnen gespeicherten gedanklichen Hervorbringungen. (Nach Richard Brodie, 1996, einem in Computerwissenschaft, Psychologie und Linguistik ausgebildeten früheren technischen Assistenten von Bill Gates und Autor des Textverarbeitungsprogramms Word.)

Dabei spielt nun die Sprache eine ganz entscheidende Rolle. Die genetische Evolution vollzieht sich beim Menschen in Schritten, die 20–30 Jahre dauern. Aus der Perspektive eines Mems, wenn dieses eine hätte, wäre unser Geist nur dazu da, dieses Mem zu kopieren. Und das geschieht immer schneller, unvergleichlich schneller als das Kopieren und Verbreiten der Gen-Struktur, das ja an biologische Zeitmaße gebunden ist. Die Sprache des Menschen revolutionierte das Vervielfachen und Verbreiten von Memen, indem sie es ermöglichte, Neues (noch nicht Gedachtes) zu erzeugen, Verbindungen herzustellen und so auch auf Abwesendes und Künftiges zu verweisen. Gleichzeitig verband die sprachliche Kommunikation die Menschen miteinander. Sie mussten sich nicht mehr auf eigene Erfahrungen beschränken, sondern konnten sich die Erfahrungen anderer sowie „kollektive“ Erfahrungen aneignen. Dazu Peter Russel, Computerwissenschaftler mit einer Ausbildung in Mathematik, Physik und Psychologie:

„Das war ein großer evolutionärer Schritt, vielleicht genauso bedeutungsvoll wie der Beginn der sexuellen Reproduktion zwei Milliarden Jahre zuvor. Zwei Zellen konnten zusammenkommen und durch den Austausch genetischer Information ihre vererbten Datenbanken teilen: ein Durchbruch, der ... es ermöglichte, daß neue Arten tausend Mal schneller entstehen konnten. Auf ähnliche Weise können die Menschen über die Sprache ihre eigenen Erfah-

rungen und das, was sie gelernt haben, austauschen. Die Folge war ein vergleichbarer Schub in der Evolutionsrate.“ (Russel, 1996)

Die Verbreitung von Memen beschleunigt sich mit der Entwicklung der Kommunikation, vor allem also durch die Einbindung *technischer Medien* in den zwischenmenschlichen Austausch, wenn etwa Sprache an Schrift gebunden wird oder wenn schriftliche Mitteilungen durch den Buchdruck massenhaft erzeugt werden können. Oder wenn später technische Medien zur Übertragung gesprochener und gedruckter Mitteilungen verwendet werden: Telefon, Radio, Fernsehen, bis hin zu immer leistungsfähigeren Computern. Am Ende der absehbaren Entwicklung wird ein *globales Gehirn* gesehen, eine vernetzte Menschheit. De Rosnay, ein französischer Biologe und Informatiker, spricht vom *Homo symbioticus* und nennt die vernetzte Menschheit den *Kybionten* (de Rosnay, 1997).

Dazu auch noch einmal Peter Russel, 1996:

„Die Vernetzung der Menschheit, die mit der Entstehung der Sprache begann, ist nun bis zu dem Punkt fortgeschritten, an dem Information mit Lichtgeschwindigkeit an jeden und überallhin gesendet werden kann. Milliarden von Botschaften in einem immer weiter wachsenden Kommunikationsnetz schwirren hin und her und vernetzen den Geist von Milliarden von Menschen zu einem einzigen System. ...“

Russel weist auf Ähnlichkeiten hin zwischen der Art, wie das menschliche Gehirn wächst, und wie sich die Menschheit entwickelt:

„Das embryonale menschliche Gehirn durchläuft zwei große Entwicklungsphasen. Die erste ist eine riesige Explosion der Nervenzellen. Acht Wochen nach der Empfängnis beginnend, explodiert die Anzahl der Neuronen und wächst jede Stunde um Millionen an. Nach fünf Wochen verlangsamt sich jedoch diese Dynamik fast so schnell, wie sie begann. Die erste Stufe der Gehirnentwicklung, das Wachstum der Zellen, ist nun abgeschlossen. An diesem Zeitpunkt besitzt der Fötus bereits die meisten Nervenzellen, die er für den Rest seines Lebens haben wird.

Das Gehirn leitet die zweite Phase seiner Entwicklung ein, wenn Milliarden isolierter Zellen sich untereinander zu verbinden beginnen ... Bei der Geburt kann eine typische Nervenzelle direkt mit einigen Tausend anderen Zellen kommunizieren. ... Bei einem Erwachsenen haben manche Nervenzellen direkte Verbindungen mit einer Viertelmillion anderer Zellen.

Ähnliche Trends kann man in der menschlichen Gesellschaft beobachten. Während der letzten Jahrhunderte wuchs die Zahl der „Zellen“ im embryonalen globalen Gehirn. Heute jedoch verlangsamt sich das Bevölkerungs-

wachstum und gehen wir gleichzeitig in die nächste Phase über, in der der Geist von Milliarden von Menschen in einem einzigen integrierten Netzwerk zusammenwächst."

Ich glaube nicht, dass die Bevölkerungsentwicklung als Analogie taugt. Aber selbst wenn sich das Wachstum verlangsamen würde (zum Problem vgl. Khalatbari, 2002), wären wir von einer „Vernetzung" der Menschheit vorerst weit entfernt. Dem stehen die eher zunehmenden Unterschiede in der Ausstattung mit Kommunikationstechnik ebenso entgegen wie das Fehlen ideeller und motivationaler Voraussetzungen. Ganz abgesehen davon, dass ein geistig-kulturelles Zusammenschließen Orwellschen Ausmaßes gar nicht unbedingt wünschenswert sein muss. Globalisierung im Interesse der ökonomisch Mächtigen und das Vorhandensein neuer technischer Möglichkeiten schaffen noch keinen neuen Horizont in der Menschheitsentwicklung.

Sobald unsere Gehirne Ideen produzieren und verbreiten können, suchen sie auch nach Wegen, dies möglichst effektiv zu tun. Dazu Richard Brodie 1996 in seinem Buch „Virus of the Mind":

„Die populärsten und vorherrschenden Bestandteile unserer Kultur sind am erfolgreichsten beim Kopieren von Memen."

„In der Evolution von Tieren hatten jene mit einer überlegenen Fähigkeit, bestimmte Informationen zu kommunizieren, einen Überlebens- und Reproduktionsvorteil gegenüber anderen. Um welche Informationen handelt es sich dabei? Um solche, die mit den vier biologischen Grundsituationen zu tun haben: Information über Gefahren, über Futterplätze, über ihre Bereitschaft, sich zu paaren."

„Meme, die Gefahr, Essen und Sex enthalten, verbreiten sich schneller als andere Meme, weil wir so geschaltet sind, ihnen höhere Aufmerksamkeit zu widmen – wir haben Knöpfe für diese Themen."

Wir wissen nicht, was sich die Menschen zu sagen hatten, als die sprachliche Kommunikation für sie noch neu war. Es könnte so gewesen sein. Und das würde auch manches in der heutigen Kommunikation plausibel machen:

„All diese Meme sind noch heute sehr stark. Es wäre überraschend, wenn dies nicht so sein würde, da unsere Gehirne sich in der DNA-Evolutionsskala erst kürzlich so entwickelt haben, daß wir Bewußtsein besitzen und daher über die Fähigkeit verfügen, Meme in hohem Ausmaß zu kommunizieren."

„Menschen besitzen viele sekundäre Triebe, die mit verschiedenen starken Gefühlen verbunden sind, und Meme, die diese Gefühle aktivieren, haben einen evolutionären Vorteil.

... Genauso wie sich die DNA repliziert, wenn der von ihm produzierte Organismus überlebt und sich reproduziert, replizieren sich Meme, wenn das von ihnen ausgelöste Verhalten die Aufmerksamkeit anzieht....

Die memetische Evolution geschah schnell und ereignet sich weiterhin in großer Geschwindigkeit. Praktisch von dem Augenblick an, als wir dazu imstande waren, Meme zu kopieren, begannen diese sich zu entwickeln. Sie entwickelten sich weg von den fundamentalen Memen, für deren Verbreitung unsere Gehirne geschaffen wurden, und hin zu Memen, die sich aus irgendeinem Grund besser verbreiteten, die fitter waren. Meme entwickelten sich durch kulturelle "Organismen" in der Umwelt der menschlichen Gesellschaft, ebenso wie die DNA sich durch Organismen in der Umwelt der Erde entwickelte.“

Man könnte solche Ideen in eine Richtung weiterdenken, die die Bedeutungslosigkeit des Menschen offensichtlich macht: Er wird zu einem bloßen Mittel der Replikation besonders hartnäckiger Meme. Nicht der Mensch entscheidet sich für die Lektüre eines Buches oder das Ansehen eines Filmes, sondern die in diesen Produkten einer Kultur enthaltenen Meme „nutzen“ eine besondere Anfälligkeit des Menschen, um sich zu verbreiten. Sie unterordnen sich die Menschen. – Als Kritik an der modernen Massenkultur ist dieser Ansatz sicher überzogen. Auch die in der Memetik bemühten Analogien zur biologischen Evolution erweisen sich für eine realistische Analyse der Bedrohung menschlicher Kultur als nur bedingt geeignet. Dennoch gibt es hier einen bemerkenswerten Kern, der – auch wieder bildlich – durch den Vergleich mit Computerviren deutlich wird, dem eigentlichen Anliegen von Brodies Buch:

„Ideen infizieren. Wir nehmen sie vom Verhalten anderer Menschen, von den Bruchstücken der Kultur um uns herum auf. Das ist großartig, wenn die Ideen, die wir aufnehmen, gut sind und uns bei dem helfen, womit wir uns im Leben beschäftigen. Das Problem ist, daß sich Ideen, wie wir gesehen haben, entsprechend der Fitheit ihrer Meme verbreiten und nicht nach dem Grad ihrer Nützlichkeit für unser Leben oder ihrer Wahrheit.

So schön es sein könnte, sich vorzustellen, daß wir uns auf eine bessere, zivilisiertere und mitfühlendere Welt hin entwickeln, so entwickeln wir uns doch in Wirklichkeit hin auf eine Welt voller Meme und Viren des Geistes, die sich besser replizieren.

... Was sich uns heute spontan aufdrängt, ist ein schrecklicher Mischmasch zwischen der alten Verdrahtung unserer Gehirne für die vorgeschicht-

liche Zeit und den völlig verschiedenen Herausforderungen und Möglichkeiten der modernen Welt.

Unser Gehirn ist noch immer so verdrahtet, daß es Situationen Aufmerksamkeit schenkt und für sie Gefühle entwickelt, die für uns in vorgeschichtlichen Zeiten wichtig waren, jedoch einzig in dem Sinn, daß sie unseren Genen dazu halfen, so viele Kopien wie möglich von sich herzustellen. Die Ideen, die sich am leichtesten verbreiten und daher in die Gesellschaft eindringen, sind jene, die leicht in das alte Steinzeitgehirn eindringen können. Die ganze Wissenschaft war ein konzertierter Versuch, diese natürliche Selektion der Steinzeitideen durch unsere Gehirne zu vereiteln und stattdessen Ideen zu selektieren, die nützlich sind, die funktionieren, die genaue Modelle der Wirklichkeit sind.“ (Brodie, 1996)

Unser Denken ist auf das Verwenden von Bildern, „erfolgreichen“ Begriffen, Leitideen angewiesen. Auch wenn die evolutionsgeschichtlichen Analogien zwischen Genen und Memen, die das gedankliche Gerüst der Memetik ausmachen, zu spekulativ sein mögen, gibt es auf der Ebene der Erscheinungen doch verblüffende Ähnlichkeiten, die es zumindest erlauben, Fragen nach dem Vorteil – und auch dem Nachteil? – , den die Menschen von der verbalen Sprache haben, auf eine neue Art zu stellen. Die so provozierten Antworten dürften vorsichtiger und bescheidener ausfallen als manche früheren.

In einem Papier, auf das ich im nächsten Abschnitt näher eingehe (NBIC 2002), gibt es einen Beitrag (ebenda, 279ff.), der die Memetik als mögliche neue Wissenschaft für ein besseres Verständnis menschlicher Kultur empfiehlt. Gerade weil wir davon bisher so wenig verstünden und keine allgemeine Theorie zur Erklärung hätten – was in dieser Zuspitzung sicher eine nicht untypische Fehleinschätzung ist – , könnten uns biologische Metaphern und Methodologien der Informationswissenschaft weiterhelfen: eben das Mem-Konzept, aber auch die Eigenschaft bestimmter Proteine, der Chaperone, nicht Informationsträger im eigentlichen Sinn zu sein, sondern die Interaktion anderer Proteine zu regeln:

„On the sociocultural level, religious ideologies appear to have chaperone roles that may help keep individuals focused on important daily activities rather than getting caught up in unsolvable dilemmas and becoming unable to act.“ (NBIC 2002, 280)

Wie gesagt, ich neige hier zur Vorsicht. Das ist alles noch keine *Theorie* der menschlichen Kultur. Aber Anregungen, wie wir uns den Ablauf bestimmter sehr komplexer Prozesse bildlich vorstellen könnten, erhalten wir wohl.

3.4. Sprache und neue Technologien

Im Juni 2002 wurde von der *National Science Foundation* und dem *Wirtschaftsministerium der USA* (Department of Commerce) – also nicht von irgendjemandem – eine umfangreiche und beeindruckende Zusammenstellung von Wissenschaftsprognosen vorgelegt, die für die nächsten 10–20 Jahre eine wissenschaftliche Renaissance voraussagen, die durch das Zusammenwirken von Nanotechnologie, Biotechnologie, Informationstechnologie und kogniti-

ver Wissenschaft möglich werden soll.[6] Einen nicht unwichtigen Platz nehmen darin auch die Verbesserung der Kommunikation und die Nutzung von Möglichkeiten der Sprache ein. Zweifel an der Realisierbarkeit des Programms sind allerdings ebenso angebracht wie an der Wünschbarkeit einiger „Verbesserungen".

Beeindruckend fand ich das Papier tatsächlich. Doch der Eindruck blieb – wenigstens für mich – etwas zwiespältig. Die fast grenzenlose Fortschrittsgläubigkeit verträgt sich nicht so recht mit dem, was die Menschheit bisher tatsächlich erreicht hat. Für die Mehrzahl der Menschen dürfte es auf absehbare Zeit anstrengend und teilweise auch gefährlich bleiben, für den bloßen Erhalt des Lebens zu sorgen. All unsere bisherigen Erfahrungen zeigen, dass immense soziale, kulturelle und ethnische Probleme das Zusammenleben eher immer schwieriger machen. Sie fallen nach ein paar technischen Neuerungen – so beeindruckend die auch sein mögen – nicht einfach in sich zusammen. So erstaunt es denn auch nicht, dass die Sozialwissenschaften im „alten" Sinn an den vorgelegten Prognosen kaum beteiligt waren. Für die Sprachwissenschaft gilt das selbstverständlich genauso. Und wenn von „moderner" Zivilisation und von Kultur die Rede ist, dann ist damit vor allem die US-amerikanische gemeint. All dies macht auf einen kritischen Leser einen bisweilen auch beängstigenden Eindruck. Aber dann bleibt da noch der Rest von vorausgesagten Entwicklungen, die von den Beiträgern für sehr bald realisierbar gehalten werden. Und auch das Staunen darüber, was alles als denkbar erscheint. Man könnte es auch positiver formulieren: über welche Ressourcen die Menschheit vielleicht verfügte, wenn sie all ihre anderen Pro-

6 NBIC 2002: Converging Technologies for Improving Human Performance: Nanotechnology, Biotechnology, Information Technology, and Cognitive Science. Das vollständige Papier ist zugänglich unter: http://wtec.org/ConvergingTechnologies. Darauf beziehen sich auch meine Seitenangaben.

bleme gelöst hätte und sich nur noch um den technischen Fortschritt und die damit mögliche Verbesserung der Lebensqualität zu kümmern brauchte.

Das Papier beginnt mit der Feststellung, dass wir an der Schwelle einer neuen Renaissance der Wissenschaft stehen. Diese werde möglich durch die bevorstehende Vereinigung von Wissenschaften und Technologien, durch eine holistische Perspektive, was ganz neue Technologien hervorbringe, die Gesellschaftsstruktur effektiver mache, menschliche Fähigkeiten enorm erweitere, die Leistungen der Gesellschaft und die Lebensqualität erhöhe.

„The sciences have reached a watershed at which they must combine if they are to continue to advance. The New Renaissance must be based on a holistic view of science and technology that envisions new technical possibilities and focuses on people." (NBIC 2002, 2)

Das Papier besteht neben einem Überblick (Overview) aus 6 spezielleren Teilen:

A. Overall Potential of Converging Technologies
B. Expanding Human Cognition and Communication
C. Improving Human Health and Physical Capabilities
D. Enhancing Group and Societal Outcomes
E. National Security
F. Unifying Science and Education

In unserm Zusammenhang sind vor allem die Teile B und D von Interesse.

Teil B befasst sich mit Projekten, die das Ziel haben, den menschlichen Geist besser zu verstehen und daraus Verbesserungen der Kommunikation abzuleiten. Allerdings ist die Frage *What is mind?* eine der zentralen des ganzen Papiers. Der Grundgedanke der uns hier stärker interessierenden Abschnitte ist vor allem der, dass mit Hilfe von Computersimulationen Entscheidungen leichter und präziser werden, dass dank der Leistungsfähigkeit neuer Speichermedien das menschliche Gedächtnis umfangreicher und effektiver werden kann (oder anders herum: die Speichermedien werden bald so weit entwickelt sein, dass sie die Kapazität des menschlichen Gehirns erreichen), und dass dank der Kleinheit von Geräten, die solche Speichermedien aufnehmen, der Mensch ständig und überall Zugang zu ihren Möglichkeiten haben wird, künftig sogar in Form von implantierten Zusatzorganen. Schließlich wird eine schrittweise Ersetzung der natürlichen Systeme/Organe durch „bessere" künstliche erfolgen.

„Today, there is good reason to believe that a combination of methods, drawing upon varied branches of converging science and technology, would be more effective than attempts that rely upon mental training alone. …

We will be able to build a vast variety of humane machines that adapt to and reflect the communication styles, social context, and personal needs of the people who use them." (Ebenda, 85)

So wird z.B. für möglich gehalten, dem Menschen ein vollständiges und genaues Lebenszeit-Gedächtnis einzupflanzen, aus dem er wie aus einem Videofilm alles abrufen kann, was er je erlebt hat. Als ob es auf diese Vollständigkeit und Genauigkeit überhaupt ankäme! Übrigens wird bei dieser Rückrufbarkeit des je Erlebten mit keinem Wort auf die doch fundamentale Beteiligung der Sprache am Gedächtnis verwiesen. Seine Leistungsfähigkeit ist eben nicht allein eine Frage der Speicherkapazität.

Die Verbesserung der sprachlichen Kommunikation wird in dem Bericht an zwei Stellen extensiver und spezieller behandelt. Recht bescheiden bleibt das zunächst, wenn über die Möglichkeiten einer *visual language* geschrieben wird: Die Menschen denken visuell, und sie denken in Sprache. Vereint man beide Arten, könnte etwas Neues entstehen, das vorhandene Fähigkeiten integriert und die Kommunikation sehr viel effektiver macht. Ansätze dazu gebe es bereits, etwa mit den vielen Computerprogrammen, die verschiedenste Visualisierungen erzeugen. Ausdrücklich verwiesen wird auf PowerPoint. Mit der entstehenden visuell-verbalen Sprache werde es u.a. möglich, komplexe Gedanken zu repräsentieren und die Gedanken besser zu gliedern, „thought chunks" herzustellen. Das wiederum erzeuge ein komplexeres Denken, wie es etwa in der interdisziplinären Kommunikation erforderlich sei; es könne aber auch Politikern helfen, Entscheidungen zu treffen, und Kinder könnten an jedem Ort dasselbe lernen (ebenda, 124ff.).

Hier wird auf eine seit langem bekannte, ohne Zweifel nützliche und immer wieder verwendete Art der kombinierten Präsentation von Gedanken hingewiesen. Dank der Entwicklung der Computer-Technik kann zweifellos auch – kurzfristig – immer bessere Software geschaffen werden, die Sprache und Bild (oder Grafiken) miteinander verbindet. Der zunehmende Gebrauch solcher Verbindungen mag auch – längerfristig – Einfluss auf unser Denken haben, so wie etwa der Umgang mit schriftlichen Texten unser Denken beeinflusst hat und noch beeinflusst – oder wie die Art verwendeter Computer-Texte (oder SMS-Texte) unser schriftsprachliches Ausdrucksvermögen auch reduzieren und damit letztlich ebenfalls unser Denken beeinflussen kann. Wie weit dadurch aber in einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren etwas wirklich Neues entstehen und unsere „kommunikative Intelligenz" vermehrt werden kann, wie das Papier prognostiziert (ebenda, 124), erscheint mir zweifelhaft.

Teil D des Papiers (*Enhancing Group and Societal Outcomes*) befasst sich mit den Möglichkeiten, soziale Beziehungen zu harmonisieren und Men-

schen einander anzupassen. Hier vor allem erschreckt der offenbar unerschütterliche Glaube an die rein technische Lösbarkeit aller Probleme:

„The productive capacity of intelligent machines could generate sufficient per capita wealth to support an aging population without raising payroll taxes on a shrinking human labor force. Over the next three decades, intelligent machines might provide the ultimate solution to the Social Security and Medicare crisis. Benefits and services for an aging population could be continuously expanded, even in countries with stable or declining populations." (Ebenda, 256)

Jedenfalls könnte ökonomisches Wachstum bei gleichzeitiger Erhöhung des sozialen Wohlbefindens der gesamten Menschheit unbegrenzt möglich sein.

„Understanding of the mind and brain will enable the creation of a new species of intelligent machine systems that can generate economic wealth on a scale hitherto unimaginable. Within a half-century, intelligent machines might create the wealth needed to provide food, clothing, shelter, education, medical care, a clean environment, and physical and financial security for the entire world population. Intelligent machines may eventually generate the production capacity to support universal prosperity and financial security for all human beings. Thus, the engineering of mind is much more than the pursuit of scientific curiosity. It is more even than a monumental technological challenge. It is an opportunity to eradicate poverty and usher in a golden age for all human kind." (Ebenda, 259)

Kernstück der Geräte, über die ein Mensch auf dem Weg in dieses goldene Zeitalter verfügen sollte, ist der *Kommunikator* (The Communicator), eine Art Sprachanalysator und Kommunikationssimulator. Anfangsziel ist es, mit ihm die Barrieren zu überwinden, die die Kommunikation erschweren. Verwiesen wird hier auf die Leistungen von Computer-Programmen, z.B. wieder von PowerPoint (was mir allerdings unverständlich ist; einschlägiger wären hier verschiedene Textverarbeitungs- und -erkennungsprogramme oder Übersetzungsprogramme). Der Kommunikator fungiert als eine Art Equalizer für die Kommunikation, als ein Gerät also, das Kommunikationsweisen aneinander anpasst.

Weiter könnten mit dem Kommunikator physikalische Behinderungen der Kommunikation, also etwa Schwierigkeiten in der gegenseitigen Erreichbarkeit, überwunden werden. Oder Menschen könnten elektronisch gespeicherte Information mit sich führen, Informationen faktisch über alles, auch über die eigene Person; und diese Informationen könnten bei Bedarf ihrem Träger und anderen Personen zugänglich gemacht werden. Auch emotionale Zustände könnten zu diesen Informationen gehören. Es könnte eine künstli-

che Person (Avatar) geschaffen werden, mit deren Hilfe z.B. Verhandlungen durchgespielt werden. Der Kommunikator könnte als Trainer und Lehrer fungieren (ebenda, 266). Mit seiner Hilfe könnte herausgefunden werden, wie das Individuum am besten lernt. Die Avatar-Komponente könnte sogar menschliche Erscheinungsformen und Verhaltensweisen in einer 3-D-Umgebung annehmen. So könnte sie in gefährliche Situationen geschickt werden, z.B. um mit einem Geiselnehmer zu verhandeln (ebenda, 267). Sie könnte als Haus-Krankenschwester dienen oder als Gesellschafter für ältere Menschen (ebenda, 268). (Ich finde es übrigens in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich, welche Einsatz-Bereiche man sich für den Kommunikator vorstellt.) Der Kommunikator kann auch als Erzieher dienen. Er könne Vorurteile minimieren und würde so zu einem generellen Equalizer werden. Das könnte Bedeutung haben für die meisten benachteiligten Menschen (disadvantaged people) der Welt. Ihnen würde der Kommunikator Informationen in einer Form zur Verfügung stellen, die sie sofort benutzen könnten. Sie wären nicht mehr vom globalen ökonomischen und kulturellen System isoliert.

„On a more fundamental level, such a smart device could have a tremendous impact on the most disadvantaged people around the world, those who lack clean drinking water, adequate food supplies, and so on. Despite the lack of physical infrastructure like telephone cables, wireless Communicator technology could offer them the world of information in a form they can immediately use. Such knowledge will improve their agricultural production, health, nutrition, and economic status. No longer isolated from the global economic and cultural system, they will become full and valued participants." (Ebenda, 269)

„Implementation of the entire vision will require an effort spanning one or two decades, but the payoff will be nothing less than increased prosperity, creativity, and social harmony." (Ebenda, 270)

So wird es möglich, das „globale ökonomische und kulturelle System" auch dort einzuführen, wo selbst primitive infrastrukturelle Voraussetzungen einstweilen noch fehlen. Nur Wunschdenken?

Schon die ersten Schritte der Implementierung solcher Technologien schließen ein, dass in einem bislang unvorstellbaren Ausmaß Daten über Personen gesammelt werden müssten, die jetzt noch – wie unvollkommen auch immer – überall geschützt sind. Es würde also die Gefahr des „big-brotherism" entstehen (ebenda, 271). Oder scheinbar positiv gewendet: Das Ende der Kontrolle über personenbezogene Informationen würde neue Grundlagen für soziale Macht entstehen lassen:

„For example, a possible result might be the development of monolith corporations with cells of individuals who can do tasks, and as those tasks move from corporation to corporation, the cells would move as well. In this case, benefits, pay scales, etc., would be set outside the bounds of a traditional corporation. In this case, individual loyalty would be to the area of expertise, the profession, and not the company. Corporations would become clearinghouses linking agents to problems as new clients come with new problems.“ (Ebenda, 271)

Also doch wieder eine Orwellsche Vision, die über den heute oft befürchteten unkontrollierten Zugang zu genetischen Informationen weit hinausginge? Hier begegnen wir von einer anderen Seite her dem in der Memetik vorausgesagten globalen Gehirn einer vernetzten Menschheit.

Was aber ist, wenn wir in das „goldene Zeitalter“ eingetreten sind, wenn wir wissen, was Mind ist, und wenn das globale Gehirn ohne jede Beschränkung immer mehr Informationen anhäuft? Ein Beitrag in dem Bericht greift diese Fragen („the really crazy ones“, ebenda,150f.) auf. Dann nämlich wird der individuelle, persönliche, biologische Träger der Information (*the human meat machine*) überflüssig. Der Geist könnte dann auch auf einer anderen „Hardware“ laufen, einer, die unsterblich ist, die sich mit Lichtgeschwindigkeit verbreiten kann, für die es keine räumlichen Grenzen mehr gibt.

Ich weiß nicht, ob es so weit kommen wird, so weit kommen kann. Jedenfalls hat die Sprache den Menschen in die Lage versetzt, auch über eine sehr ferne Zukunft nachzudenken und zu kommunizieren. Selbst wenn der Inhalt immer verrückter wird.

* * *

Perspektiven-Wechsel sind in der Regel dadurch gekennzeichnet, dass gewohnte Zusammenhänge in Frage gestellt, „anders gedacht“ werden. Wenn man sich umsieht, gibt es durchaus Versuche, Sprache auf eine neue, ungewohnte Art zu sehen. Aber solche Versuche haben sich noch kaum zu tragfähigen Konzepten entwickelt, aus denen eine nachhaltige Neuordnung von Forschungsansätzen hervorgehen könnte, schon gar nicht in der Sprachwissenschaft. Einstweilen wird also die auf der Basis bestehender Paradigmen betriebene „normale Wissenschaft“ noch andauern, wenngleich die Zahl der „Rätsel“ deutlich zunimmt.

Das Festhalten an Traditionen mag besser sein, als „jeder Mode hinterherzulaufen“, ein Vorwurf, der gern erhoben wird, wenn neue Ideen aufkommen und hoffnungsvoll und neugierig aufgegriffen werden. Das Weiterführen des „Bewährten“ kann auch Ausdruck von Solidität sein. Andererseits sollten wir

uns aber immer dessen bewusst bleiben, dass wir so viel über die Sprache als Voraussetzung und Basis für menschlichen Geist und soziales Zusammenleben noch gar nicht wissen. Für selbstverständlich Gehaltenes einmal „anders zu denken“, könnte vielleicht weiterhelfen. Zu welchem Zeitpunkt das sinnvoll ist, wird allerdings meist erst im Nachhinein deutlich.

In der Diskussion bin ich unter anderem gefragt worden, ob und in welcher Weise sich auch meine persönliche Sicht auf die Sprachwissenschaft verändert habe. Dass eine solche Sicht über Jahrzehnte hin gleich bleibt, ist eigentlich kaum zu erwarten. Jedenfalls dann nicht, wenn man nicht auf einem ganz speziellen Gebiet tätig ist. Dennoch gibt es auch Kontinuität. Relativ am Anfang stand für mich der Versuch, Ideen der generativen Grammatik auf die Syntax des Deutschen (zusammengesetzte Sätze, Attribute) anzuwenden. Dies lief zunächst ganz erfolgreich. Erst der weiterführende Versuch einer Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke stieß aus mehreren Gründen auf Schwierigkeiten. Zu den Gründen gehörten teils mehr oder weniger banale und praktische, teils aber wohl auch konzeptionelle. Geblieben ist aus diesen Beschäftigungen eine Ahnung von der Mächtigkeit der menschlichen Sprache. Geblieben ist aus den damaligen Auseinandersetzungen aber auch die Überzeugung, dass die von der generativen Grammatik für wichtig gehaltenen Eigenschaften der Sprache nicht die einzigen sind, die unser Staunen verdienen. Deshalb habe ich die demonstrative Uninteressiertheit an der sozialen Funktion der Sprache nie für mich übernehmen können und habe nach anderen Zugängen gesucht: Was geschieht, wenn Menschen ihr Zusammenleben mit Hilfe der Sprache organisieren? Interessant erscheint dabei weniger, wie Menschen durch ihre Sprache (oder ihre spezifischen Redeweisen) charakterisierbar sind, sondern mehr, wie durch den Gebrauch von Sprache soziale Wirklichkeiten konstituiert werden. Beim Suchen nach Antworten war für mich das Tätigkeitskonzept der sowjetischen Psychologie wichtig. Hinweise auf die Interessen- und Bedürfnisgeleitetheit menschlichen Handelns, auch des sprachlichen Handelns, fand ich vor allem beim jungen Marx, später zunehmend auch beim Konstruktivismus. Dadurch wurde es leichter, die Relativität dessen, was Menschen sagen (und denken) besser zu verstehen – ein Gewinn sicher nicht nur für den Sprachwissenschaftler. Und dass ich mir weiteren Erkenntnisgewinn auch für die Sprachwissenschaft in Verfolgung dieser Linie vorstellen kann, versteht sich beinahe von selbst.

Literatur

Bierwisch, Manfred (1993): Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. Anmerkungen zu einer merkwürdigen Sprach(wissenschafts)verwirrung, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, Bd. 12, Heft 1, S. 107–112.

Brodie, Richard (1996): Die Evolution der Meme. – Es handelt sich hier um ein von Heise-Telepolis veröffentlichtes Kapitel aus Brodies bekanntem Buch „Virus of the Mind“, das den Übergang von den Genen zu den Memen und deren Verhältnis zueinander behandelt. Unter: http://www.heise.de/tp/deutsch/special/mem/2081/2.html.

Chomsky, Noam (1957): Syntactic Structures, ‘s-Gravenhage.

Chomsky, Noam (1997): Language and Mind: Current Thoughts on Ancient Problems, unter: http://www.utexas.edu/courses/lin380l/nc-pap1.htm. unhttp://www.utexas.edu/courses/lin380l/nc-pap2.htm.

Chomsky, Noam (2000): The Architecture of Language, Auszüge unter: http://monkeyfist.com/ChomskyArchive/linguistics/arch_html.

Hartung, Wolfdietrich (Hrsg., 1991): Kommunikation und Wissen. Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsgebiet, Berlin.

Holzer, Horst / Steinbacher, Karl (Hrsg., 1972): Sprache und Gesellschaft, Hamburg.

Holzer, Jacqueline / Schmellentin, Claudia / Sturm, Afra (2001): Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik, 18.–21. April 2001, Monte Verità, in: Sprachreport, Heft 3, 20/22.

Humboldt, Wilhelm von (1963): Werke in fünf Bänden. III. Schriften zur Sprachphilosophie, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Berlin.

Jäger, Ludwig (1993): „Language, what ever that may be". Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, Bd. 12, Heft 1, S. 77–106.

Keiler, Peter (2002): Lev Vygotskij – ein Leben für die Psychologie, Weinheim und Basel.

Khalatbari, Parviz (2002): Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern – eine Abart der demographischen Transition, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 51, S. 131–151.

Maturana, Humberto (1997): Was ist erkennen? München, Zürich, 2. Aufl.

NBIC (2002): Converging Technologies for Improving Human Performance: Nanotechnology, Biotechnology, Information Technology, and Cognitive Science, unter: http://wtec.org/ConvergingTechnologies.

Rosnay, Joel de (1997): Homo symbioticus. Einblicke in das 3. Jahrtausend. – Ein Ausschnitt daraus ist veröffentlicht unter: http://www.heise.de/tp/deutsch/special/mem/2091/2.html.

Russel, Peter (1996): Auf dem Weg zum globalen Gehirn. – Veröffentlicht unter: http://www.heise.de/tp/deutsch/special/mem/2080/2.html.

Saussure, Ferdinand de (1969): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin (französische Erstauflage 1916; erste deutsche Übersetzung 1931).

Schmidt, Siegfried J. (1987): Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M., S. 11–88.

Selting, Margret / Couper-Kuhlen, Elizabeth (2000): Argumente für die Entwicklung einer ‚interaktionalen Linguistik', in: Gesprächsforschung 1, S. 76–95. (unter: www.gespraechsforschung-ozs.de).

Steinthal, H. (1855): Grammatik, Logik und Psychologie, Berlin.

Ueding, Gert (2002): Macht über Marionetten. Die Zerstörung der Kultur durch die Zerstörung der Sprache. – Zitiert nach der Wiedergabe auf der Website des Vereins deutsche Sprache unter www.vds-ev.de/literatur/texte/ueding-rede.php.

Wurche, Jens (1999): Marx und Engels in der DDR-Linguistik. Zur Herausbildung einer „marxistisch-leninistischen Sprachtheorie", Frankfurt am Main u.a.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 37–54*

Hans-Otto Dill

"Hätte Aristoteles mehr gekocht, hätte er mehr geschrieben": *Arbeit vs. Muße* im dichterisch-philosophischen Werk der mexikanischen Nonne Sor Juana Inés de la Cruz (1651–95)

Vortrag am 16.01.2003 in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften

Im *carteggio*, der 1951 in Bari veröffentlichten Korrespondenz zwischen dem Münchener Romanisten Karl Vossler, Lehrer von Klemperer und Krauss, und dem Napolitane Philosophen Benedetto Croce, las ich unter dem 28. Dezember 1933, dem Jahr der faschistischen Machtergreifung, eine bewegende Klage Vosslers über den Opportunismus der Gelehrten Rickert, Bertram und Werner Jäger. Von Heidegger und Carl Schmitt sagt er, daß sie "si van rivelando come i due disastri intellettuali della Germania nuova" ("sich als die beiden intellektuellen Desaster des neuen Deutschland enthüllen" – Vossler 1951: 342), weshalb er das Bedürfnis nach Erholung verspüre:

"Ich hingegen verbrachte die letzten Monate in Gesellschaft einer mexikanischen Nonne vom Ende des 17. Jahrhunderts, Sor Juana Inés de la Cruz, die eine hübsche Poetin ist, ziemlich interessant und voller neuer Keime von *Aufklärungspoesie* etc. Ich hoffe, Dir in ein paar Monaten einen Essay zu schicken". (Vossler 1951: 348)

1934 trug Vossler den Essay über Juana im Plenum der Bayerischen Akademie vor und publizierte eine eigene Übersetzung ihres Werkes *Erster Traum*.

Croce hatte in seiner Antwort wenig übrig für die hispanische Literatur: "Wer dem Volk Dantes oder Petrarcas oder Goethes oder Hegels angehört," spüre, daß diese Dichtung leider "una letteratura senza filosofia" ("eine Literatur ohne Philosopie" – ibd.: 360) sei. Leibniz verstehe unter spanischer Philosophie ausschließlich Scholastik (ibd.: 343). Heute, da "la Germania incretinisce con Heidegger e disonora la filosofia" ("Deutschland mit Heidegger zum Kretin wird und die Philosophie entehrt" – ibd.), könne Spanien sogar die geistige Führung übernehmen. Der philosophische Gehalt von Juanas Werk straft jedoch Croce Lügen.

Die mexikanische Nonne (1651–95) machte eine glänzende Karriere in der vizeköniglichen Residenz Mexiko, mit über 100 000 Einwohnern die Kapitale eines Territoriums, das die Hälfte der heutigen USA mit Los Angeles, San Francisco, Tejas, California, Nuevo México und Arizona umfaßte. Uneheliches Kind einer mexikanischen Bäuerin und eines spanischen Kolonialoffiziers, nahm sie als Dreijährige ohne Wissen der Mutter auf eigene Faust am Privatunterricht der älteren Schwester teil, lernte schnell Lesen und Schreiben, es folgten Latein, Italienisch und Portugiesisch sowie aztekisches Indianisch. Später studierte sie autodidaktisch die lateinischen und griechischen Philosophen und Literaten, die Renaissance- und Barockdichter Spaniens, Italiens und Portugals sowie Logik und Theologie – Ambrosius v. Mailand, Raimundus Lullus, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Nicolaus Cusanus. Sie wurde Hofdame und Vertraute mehrerer Vizekönigin nen. Ihr Ruhm als größte Dichterin des 17. Jahrhunderts brachte ihr den Beinamen *Zehnte Muse von Mexiko* ein. Ihre mehrere hundert schwierigen, hochartifiziellen, dialektisch-geschliffenen Barockpoesien über Liebe, Vergänglichkeit, menschliche Existenz, Denken und Dichten, Gelehrsamkeit, Religion, Indiodienstboten und Negersklaven sowie Huldigungsgedichte an die Vizekönige wurden in Spanien auflagenstark gedruckt, ihre drei Dramen in Manila, Mexico und Madrid aufgeführt, 31 von ihr selber vertonte Kantaten gesungen. Ein theologischer Traktat und ihre selbstbewußte Autobiographie bereiteten ihr einigen Ärger. Das Manuskript von *Die Schnecke*, ihrer Musik-theorie, wurde beim routinemäßigen USA-Überfall 1845 von einem Gringo-Offizier auf Nimmerwiedersehen in die Staaten entführt.

Zurück zur Biographie: Mit siebzehn Jahren ging sie auf eigenen Entschluß ins Kloster, was nicht ihren Katholizismus beweist, sondern ihre hervorstechendsten Charakterzüge: ungeheuren Willen, weibliches Emanzipationsstreben und manische Liebe zu geistiger Arbeit.

Ihre Willensstärke zeigte sich in planmäßig-rationeller autodidaktischer Wissenschaftsaneignung: sie könne es nun einmal nicht leiden, daß man so lange Haare, jedoch so kurzen Verstand habe, schrieb sie und schnitt sich die Haare periodisch kahl, um so lang, wie der abgeschnittene Zopf war, eine Bücherreihe zu stapeln, die abgearbeitet werden mußte, bis die Haare wieder nachgewachsen waren.

Ins Kloster ging sie auch aus Feminismus. Mit *Mulieres in ecclesia taceant* meine Paulus in den Korintherbriefen nur, die Frauen sollten während der Predigt nicht schwatzen, und nicht etwa, sie sollten weniger Rechte als die Männer haben (Juana 1993:137). Während man die Frauen als einfältig ansehe, würden die Männer "sich allein schon deshalb, weil sie Männer sind, für weise halten". Doch "welche Schäden würden in unserem Land vermieden, wenn die älteren Frauen so gelehrt wären wie Laeta und zu unterrichten ver-

stünden" (Juana 1991: 59). Frauen müßten Lehrerinnen werden können, vor allem aber studieren dürfen! Als junges Mädchen drang sie in ihre Mutter, sie in Männerkleidern auf die Universität zu schicken. Sie klagt über das einsame Selbststudium mit "dem stummen Buch als Lehrer und einem stumpfsinnigen Tintenfaß als Kommilitonen" (Juana 1987: 437). Normentsprechend hätte sie spätestens mit 20 Jahren heiraten müssen, aber dann hätte ihr die subalterne Rolle einer Hausdame und Mutter unter männlichem Kommando, noch dazu im machistischen Mexiko, geblüht. Daher, und nicht weil sie Lesbe war, wie oft vemutet, erklärt sich ihre *total negación que tenía al matrimonio* ("totale Abneigung, die ich gegen die Ehe hatte" – Juana 1987: 55). Nicht die Ehe, sondern das Kloster ermöglichte ihr ein selbstbestimmtes Leben.

Selbstbestimmung war für sie geistiges Arbeiten. Weil dieses den Frauen im Alltag verwehrt war, nicht aus sexueller Verdrängung, wie Ludwig Pfandl[1] unter der Kapitelüberschrift "Flucht aus der Weiblichkeit" annimmt (Pfandl 1947: 95–104), nahm sie den Schleier.

Juana war kein Blaustrumpf und sich ihrer erotischen Attraktion, wie ihr stolzes Porträt zeigt, bewußt. Daß sie ihre Mutter aufforderte, ihr Männerhosen zu beschaffen, war nicht, wie Pfandl meint, Ausdruck ihres unbewußten Wunsches, Mann zu sein, sondern eine List, um das männliche Studienprivileg zu unterlaufen.

Ihre Klosterzelle als Selbststudienanstalt war allerdings kein mittelalterliches Gelaß, sondern hatte – außer dem Raum für ihre vier indianischen Dienstmädchen – auf zwei Etagen Schlaf- und Arbeitszimmer, Küche und eine Privatbibliothek mit 4000 Bänden. Ihr schönes Privatgelehrtendasein ging zu Ende, als das Kolonialsystem in die Krise geriet, Hungersnöte und Indioaufstände ausbrachen, Zensur und Inquisition forciert wurden. Juana wurde der Häresie bezichtigt, vom Heiligen Offizium wegen ihrer allzu weltlichen Dichtung getadelt, zu Widerruf, einem mit eigenem Blut geschriebenen Sündenbekenntnis[2], Verkauf ihrer Bibliothek und Krankenpflege während der Pest verdammt, an der sie fünfundvierzigjährig starb. – Der mexikanische Nobelpreisträger von 1990, Octavio Paz, der Sor Juana in Dürers

1 Pfandls freudianische Sor-Juana-Biographie konnte unter dem Nationalsozialismus nicht erscheinen und war nur dem Vossler-Nachfolger Hans Rheinfelder bekannt, der sie nach dessen Tod nach Kriegsende edierte.

2 Ihr schriftliches Schuldbekenntnis im Bekenntnisbuch der Nonnen des Klosters der Hieronymerinnen vom 5. März 1694: "Hier oben soll man den Tag meines Todes sowie den Monat und das Jahr eintragen. Ich flehe um die Liebe Gottes und seiner Allerreinsten Mutter meine lieben Schwestern die Nonnen, die jetzigen und künftigen, an, daß sie mich Gott empfehlen, denn ich war, und bin noch jetzt, die schlechteste aller Personen, die es je gegeben hat. Sie alle bitte ich um der Liebe Gottes und seiner Mutter willen um Verzeihung. Ich, die schlechteste von allen in der ganzen Welt. Juana Inés de la Cruz."

Melencolia[3] präfiguriert sieht, nennt in seiner Biographie *Sor Juana oder die Fallstricke des Glaubens* den katholischen Klerus den Erfinder des Stalinismus.

Ihre Mundtotmachung verwundert nicht, da sie einen für Dogmatiker und Scholastiker höchst verdächtigen Rationalismus vertrat, und das als Nonne. Neben Künsten und Philosophie betrieb sie – selbst für Männer in der Kolonie eine Rarität – Naturwissenschaften mit eigenen Experimenten und Instrumenten, was man ihrem Denken anmerkt.

Der *Primero Sueño* (Erster Traum) beschreibt in 975 Versen ihr Einschlafen und die Ablösung ihrer Seele vom Körper, um im Traum durch die *Máquina del universo* zu fliegen. Ihre direkten Modelle waren Johannes Keplers *Somnium* (1634 – eine geträumte Mondreise), vor allem jedoch das *Itinerarium Exstaticum Coeleste* (1656) von Athanasius Kircher. Dieser weltberühmte deutsche Jesuit, Polyhistor aus Fulda, Begründer der Ostasienkunde und Ägyptologie, Musiktheoretiker und Erfinder der *laterna magica* beeindruckte Juana durch seine populärwissenschaftliche Art, so daß sie für diese Art Schriftstellerei das Verbum kircherisieren – spanisch *quirquerizar* – erfand. Sein *Itinerarium* beschreibt eine Reise zum Mond und den Planeten, wobei ein Theodidacticus einem Laien Unterricht in Kosmologie und Astronomie erteilt. Im Universum findet Juanas explorierende Seele nichts Übernatürliches, Transzendentes (Pérez Amador in Juana 1992: 20), kein Paradies, keinen Engel, keine himmlische Heerschar, nur Erde und Planeten.

Der erste Versuch, das Weltall neoplatonisch, in intuitiver Wesensschau, zu erfassen, mißlingt, auch der zweite, mittels neoaristotelischer Syllogismen. Konsequenz in etwa: daß wir nichts wissen können. Der naheliegende Vergleich mit Goethes hundert Jahre jüngerem *Faust* wurde von spanischen und mexikanischen Kommentatoren gezogen, Faustens Studierstube mit Juanas Klosterzelle vertauscht und – ich komme hier auf Croces Disput mit Vossler zurück – Juanas Opus als *fáustico* (Sabat 1976: 31), als einziger philosophischer Wurf inmitten des noch im Francofaschismus virulenten angeblichen hispanischen Antiintellektualismus (Durán 1963: 250–53) gewürdigt.

Ohne ihren naturwissenschaftlich grundierten Rationalismus hätte Juana nie ihr Großgedicht *Erster Traum* schreiben, die Begriffe *Körper*, *Arbeit*, *Muße*, *Genuß*, denen ich mich jetzt zuwende, nie zu zentralen Kategorien ihres Denkens und Dichtens erheben können.

3 So bei Dürer.

1. Der menschliche Körper als poetische Materie

Juanas Körper bleibt während des seelischen Höhenflugs entseelt im Bette liegen. Ihre derartig reale, nicht nur begriffliche Trennung von Körper und Seele, ja sogar Zweiteilung des Menschen beruht auf ihrer Lektüre des Philosophen und Theologen Ramón Llull (Raimundus Lullus, 1232–1315) aus Mallorca, der in seiner *ars breve* (nona parte, 4, de quarto subiecto, quod est homo) schreibt: "Homo est compositus ex anima et corpore. <...> In homine sunt omnia principia et regulae dupliciter propter duplicitatem naturae, sic licet spiritualis et corporale, ex quibus est constitutus." (Llull 1999, 62) Aus dieser Lullschen Zweiteilung in Körper und Seele entwickelt Juana die Zweiteilung der menschlichen Arbeit in materielle und geistige.

Die Autorin beschreibt Einschlafen und Erwachen ihrer Glieder als ineinandergreifendes mechanisches Ganzes, als Räderwerk, *engrenaje*. Die Leibes-*Máquina* habe einen Motor, das Herz, und eine Kommandozentrale, das Hirn. Beim Einschlafen trennt sich die Seele vom Körper. Weil das Gehirn die Kontrolle einstellt, erschlaffen auch die angestrengt arbeitenden Knochen und Sinnesorgane. Der Herzmotor (das "vitale Schwungrad des Menschenuhrwerks") tuckert langsam, via Blutkreislauf zusammengeschlossen mit der Lunge, die, als atmender Blasebalg bezeichnet, die Luft in stets gleichen Bewegungen von Attraktion und Repulsion einsaugt, wobei der Herzmuskel bald gepreßt, bald gedehnt wird. Die Nahrungsaufnahme bezeichnet Juana in Dialektik von Eigenem und Fremden als Aneignung des Körperfremden (*propia substancia de ajena haciendo*). Der Magen, ein chemisches Laboratorium, sie sagt "der Wärme kompetenteste Wissenschaftsoffizin" (*científica oficina*), produziert *calores*, Kalorien für die Körpermaschine, das verzehrte Essen in Nährsaft wandelnd. Letzterer wird vom Hauptverteiler, dem Magen, an die verschiedenen Organe, darunter das Gehirn, distribuiert (Distribution ist ihr Lieblingswort), das ihn an die Unterabteilungen Vorstellungskraft, Erinnerungsvermögen und Phantasie weiterverteilt. Die Arbeit des Gehirns hängt in letzter Instanz von seiner Versorgung durch den Magen ab. Der Magen erzeugt auch den Schlaf, indem er Dormitiva destilliert, die er ins Blut ausschüttet, wenn er nach getaner Verdauungsarbeit ruht und es ihm an Nahrung und damit an Arbeit ermangelt. Von diesen Schlafmitteln wird der Thron der Vernunft (*el trono racional*) betäubt, wodurch die Glieder erlahmen. Die Paralyse löst sich beim Erwachen, wenn der Körper sich nach allen Seiten streckt, die Augen öffnet, die Sinne arbeiten, die Traumphantasien das Gehirn verlassen. Juana erwacht aus einem physiologischen Grund, dem nächtlich aufgestauten Hunger.

Diese mechanistisch-sensualistische Beschreibung konnte den Scholasten nicht gepaßt haben. Wie sollten sie auf Juanas Behauptung reagieren, das Funktionieren der unsterblichen Seele hänge vom Magen ab, wie auf die unziemliche Aufmerksamkeit, die sie dem sündhaften Körper widmet. Auch in der spanischen Lyrik steht Juana allein: Ihre Zeitgenossen bedichten Hände, Busen und Füßchen, aber keine Innereien.

Nicht viel anders steht es mit der heutigen mehr aufs Geistige programmierten Literaturwissenschaft, die die Körperbeschreibung zugunsten des Seelenflugs übergeht, obwohl erstere 180 von 975 Versen, also einen ansehnlichen Textbrocken, umfaßt. Die maßgeblichen Kommentatoren resümieren bei detaillierter Interpretation des ganzen Werkes dieses Gedichtfünftel lakonisch mit "der Körper schläft" (Sabat de Rivers/Rivers 1976: 32). Für Margo Glantz, Chefinterpretin der mexikanischen Emanzenliteratur, hat Juana "bedeutungslose" (*insignificantes*) Körperfunktionen poetisiert, sich "physiologischen, unbedeutenden, unansehnlichen, sterilen Themen" gewidmet (Glantz 1996: 150).

Daß die Nonne aber wirklich sehr handfest körperhaft, weit materieller als die zeitgenössischen europäischen Sensualisten dachte, verrät sie in einem Sonett mit folgender, gewissermaßen überdimensionaler Metapher: "Manche malen als Wunschbild ihre Welt./ Ich bin da sturer eingestellt:/ ich halte meine beiden Augen in beiden Händen fest/ und sehe nur, was meine Hand mich sehen läßt." (Juana 1978: 256)

Auch der Tiefenpsychologe Pfandl, der Juanas Traumtheorie "durchaus rationalistisch oder, wenn man will, physiologisch" findet, sieht in der Poetisierung der Eingeweide lediglich eine "Gelehrsamkeitsprobe" (Pfandl 1947: 210f.). Octavio Paz nennt als Quellen Hippokrates und Galen, verweist aber auch auf implizit cartesianische Kategorien: Lebensgeister, Vernunft und Verstand (Paz 1998: 445f.). – Juanas Funktionszuweisung der inneren Organe erinnert an Descartes Traktat *Les passions de l´âme* (1649, Von den Leidenschaften der Seele), wo er im Kapitel *Kurze Erklärung der Körperteile und einiger ihrer Funktionen* von der Fasson schreibt, *"in der unser Körper zusamengesetzt ist, aus Herz, Magen, Muskeln, Nerven, Arterien, Venen und dergleichen."* (Descartes 1953: 103) Obwohl Cartesius auf dem Index stand, hat Juana ihn gekannt, zumal sie verdächtig oft das den *Discours de la méthode* assoziierende Wort *método* verwendet. Vielleicht kannte sie ihn über Athana-

sius Kircher[4]. Eine über Vosslers Würdigung Juanas als Frühaufklärerin hinausgehende Traditionslinie bis hin zum Materialismus sieht der exilspanische Philosoph Gaos: Ihr Szientismus "machte seine Karriere in Philosophie und Wissenschaft von den Maschinenwesen Descartes´ und dem Hobbeschen Materialismus bis zum Maschinenmenschen La Mettries" (Gaos 1960: 59). La Mettrie behauptete ein halbes Jahrhundert nach Juanas Tod in *L´homme-machine* die Seele als Teil der Körpermaschine. Dieser wegen Atheismus aus Holland ausgewiesene Sensualist, der im Berlin Friedrichs II. eine sichere, gutdotierte Bleibe fand, traf eine Feststellung über die Beziehung Magen-Seele, die auch von Juana stammen könnte: "On diroit en certains momens que l`Ame habite dans l´estomac" ("Man würde in gewissen Augenblicken sagen, daß die Seele im Magen wohnt", La Mettrie 1987: 71). Die Beschreibung innerer Organe des Menschen hätte man bei Medizinern normal gefunden, doch ihre philosophisch pointierte Poetisierung durch Juana war innovativ.

2. Arbeit als poetische Kategorie Juanas

Mit ihrem naturwissenschaftlichen Rationalismus und ihrer provokatorischen poetischen Aufwertung des menschlichen Körpers hängt die von der Sekundärliteratur übersehene Tatsache zusammen, daß Juana den Terminus *Arbeit* = *trabajo* ungemein häufig verwendet, fünf mal in einem Block von 15 Versen. Das Einschlafen der Glieder sei notwendiges Ausruhen von körperlicher *Arbeit* (*corporal trabajo*, Juana[5] 152–167). *Arbeit* ist positiv besetzt – ungewöhnlich in der Kolonialgesellschaft, in der sie verpönt ist, nur Negern und Indios überlassen wird, wie in der Antike Sklaven und Banausen. Arbeit ist von Adam *biblicus* bis Adam Smith Fluch. Im Vulgärlatein bedeutet *tripagliare*, das zu span. *trabajar*, port. *trabalhar* und frz. *travailler* wird, Dreipfählung, Folter, Tortur.

Juanas Zeitgenossen preisen die Arbeit nur in der bukolisch-literarischen Tradition von Hesiods *Werke und Tage* und Vergils *Georgica* über den Landbau. Sie dagegen verleiht der körperlichen Arbeit Dignität nicht als literarische Reminiszenz, sondern sowohl im Wissen um die zweihundertjährige spanische Diskussion zur Aufwertung agrikoler und industrieller Arbeit (auf

4 "He (Kircher HOD) had read the works of DESCARTES, KEPLER and many others and his ever-active mind was stimulated to add his own endeavours to what they had done" (Reilly 1974, 73).

5 Von hier an werden alle Zitate aus Juanas *Erster Traum* nach der Edition von 1992 mit "Juana" und nachfolgender Seitenzahl gebracht.

diese gehe ich später ein), als auch aus eigener Kenntnis: Sie war sieben Jahre lang von 1686 bis zu ihrem Tode Wirtschaftsleiterin des Klosters. Auch nähte und wirkte sie. Kochen ist für sie eine Tätigkeit, die zu physikalischen und biologischen Erkenntnissen führt, zm Beispiel über die Kompatibilität und Nichtkompatibilität von Substanzen. Doch, sagt sie grimmig, "was wissen wir Frauen schon von Philosophie außer von Küchenphilosophie?" Ihr Schluß: "Hätte Aristoteles häufiger gekocht, hätte er sicher mehr geschrieben". (Cruz 1976: 766)

Sie betreibt als Wirtschafterin administrative, kennt als solche körperliche, und betreibt als Privatgelehrte geistige Tätigkeit, ist sich daher der Komplementarität, sogar, wie wir später sehen, nicht nur der stofflichen, sondern auch strukturellen Differenz dieser Tätigkeitsmodi bewußt. Diese ihre Unterscheidung ist kreatives Extrapolieren aus Llulls Leib-Seele-Differenzierung. Im Unterschied zur Antike und ihren Zeitgenossen setzt sie also nicht mehr das Binom *Arbeit* vs. *Nicht-Arbeit*, sondern das heute allgemein üblich gewordene: körperliche Arbeit (*trabajo corporal*), vs. geistige Arbeit (*estudio*). Ihre Studien nennt sie Arbeit: "todo *este trabajo*, alle diese Arbeit habe ich gern auf mich genommen aus Liebe zu den Wissenschaften" (ibd.: 777).

Eine weitere Distinktion ist die zwischen Arbeit und *Erholung*. Sie erklärt in ihrer Autobiographie, daß ihre Studien (*leer y más leer, estudiar y más estudiar*, "Lesen und nochmals lesen, lernen und nochmals lernen") für sie Ausruhen bedeuten – *descanso*, ein Wort, das sie auch für das Ausruhen der Knochen von ihrer Arbeit benutzt – "Ausruhen in allen Augenblicken, die mir meine Dienstobliegenheiten ließen" (ibd.: 780). Dieses Ausruhen war nicht bloßes Erholen von der Arbeit und insoweit Komplement dieser, sondern hatte für sie Selbstwert als Genuß, Ergötzen = *deleite*. Natürlich schwingt in ihrer Betonung des spanischen Wortes *deleite* ihre Kenntnis des Horazschen *delectare* mit, zumal im Spanischen noch die etymologische Herkunft des Wortes *deleite* von *delectatio*, Delektieren, und damit der Bezug zum horazischen *delectare* hörbar ist. Doch bezog Horaz das Delektieren nur auf die Rezeption von Poesie – *aut prodesse volunt aut delectare poetae* – ("Entweder wollen die Dichter nützen oder ergötzen"). Juana hingegen erkennt das Genußmoment, das Delektieren, geistiger Tätigkeit ganz allgemein, nicht nur der Kunst und Poesie zu, und nicht wie Horaz nur der passiven Rezeption, sondern auch dem aktiven Modus, der geistigen Produktion und Reproduktion.

Weil ihr geistige Arbeit im Unterschied zur ungeliebten Administrationsarbeit über den Erholungswert hinaus Genuß bereitet, liebt sie diese, nennt sie liebe Arbeit, *trabajo amado*. Aber da sie aus Bibel und Antike weiß, daß "Arbeit" fluchbeladen ist, schreckt sie vor dem scheinbaren Oxymoron *liebe Arbeit* zurück und relativiert: "<...> nun gut, Arbeit, aber liebe Arbeit, falls es überhaupt liebenswerte Arbeit (Juana 170f.) gibt". *Trabajo amable* ist Fouriers *travail attractif*, der sich aber nicht auf geistige, sondern auf manuelle Arbeit in einer utopischen "industrie attrayante" bezog.

Attraktive, also geistige Arbeit fällt für Juana in die von ihrer Verwaltungsarbeit *freie* Zeit, nämlich "in den kurzen Zeitraum, den die Lasten meines Klosteramtes dem *ocio* als Ferien übriglassen" (Juana 221)[6]. Attraktive Arbeit ist also für sie Ferien, "ocio", *Muße*. Ihr ist natürlich die Herkunft von span. *ocio* aus lat. *otium*, Muße, gegenwärtig, ebenso wie die Ableitung des zu *ocio* im begrifflichen Gegensatz stehenden span. *negocio* aus lat. *nec-otium* = Nichtmuße, Geschäft, das die unattraktive politische, kommerzielle oder militärische Tätigkeit der Herrschenden, nicht etwa körperliche Arbeit meinte. Auch war ihr das Dictum des Horaz *beatus ille qui procul negotiis* ("Glücklich ist jener der fern den Geschäften weilt ") geläufig.

Sie aber erweitert den Bereich des *nec-otium*, des *negocio* auf das Geschäft der Administration und der körperlichen Arbeit, also in durchaus niedrigere Sphären. Sie modernisiert das traditionelle Binom *otium-negotium*, indem sie das Hinterglied *negotium*, also *Nichtmuße*, Politik, Kriegshandwerk und Geschäft, durch das revolutionierende *trabajo, das auch körperliche Arbeit intendiert*, ersetzt. Sie behält aber im Vorderglied den antiken Muße-Begriff bei, wie ihn Elisabeth Charlotte Welskopf 1962 im leider fast vergessenen Buch *Probleme der Muße im alten Hellas* untersuchte.[7] Muße war in der Antike Welskopf zufolge nicht einfach Nichtstun, tätigkeitsfreie Zeit, Faulenzen, sondern schola, scholé, Schule, Studium, wie es auch Juana verstand.

Marx, der aus gleicher antiker Quelle wie Juana schöpft, ersetzt bekanntlich ebenfalls *negotium* durch *Arbeit*, setzt aber als Konterterminus zu Arbeit, statt der Kategorie *otium*, Muße, die Kategorie "freie Zeit", die er weiter unterteilt, indem er nämlich unter sie "sowohl Mußezeit (Muße im engeren Sinn, HOD) als Zeit für höhre Tätigkeit" subsumiert, welch letztere "die künstleri-

6 "<...> *en el corto espacio /que ferian al ocio las /precisiones de mi estado*" (*Vorwort an Leser*, in: Juana 1978: 94).

7 Herr Jähne hat ihres 100. Geburtstages kürzlich in den Sitzungsberichten, Jg. 2002, Bd. 53/2, S. 119 - 131 gedacht.

sche, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch die für sie alle freigewordne Zeit" beinhaltet (Marx 1974: 593). Mußezeit ist also für ihn nur zu einem Teil Nichtstun, *dolce far niente*, Familienleben, Spazierengehen, Stammtischkonversation usw., also Freizeit im gewöhnlichen Verständnis, zum andern aber im durchaus antiken Wortsinn kulturvolle, "höhre Tätigkeit." Insofern, und nicht weil er angeblich ein Fanatiker der "Arbeitsgesellschaft" war, polemisierte er direkt gegen Adam Smith, der Arbeit als Fluch und Nichtarbeit folglich als "Freiheit und Glück" ansieht, und indirekt gegen seinen tropisch-kubanischen Schwiegersohn Pablo Lafargue, der freie Zeit in seiner berühmten Schrift *Das Recht auf Faulheit* weitgehend auf Nichtstun reduzierte,[8] sowie gegen Fouriers Verherrlichung der Spaßarbeit. Arbeit als *travail attractif* und Selbstverwirklichung des Individuums sei kein bloßer Spaß oder Amusement, "wie Fourier es sehr grisettenmäßig naiv auffaßt", denn: "Wirklich freies Arbeiten, z. B. Komponieren, ist gradezu verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung" (ibd.: 1974. 505) Solchen Satz hätte Juana gewiß unterschrieben, zumal sie auch komponierte – als Freizeitbeschäftigung!

Für Juana hatte Freizeit als *dolce far niente*, als Spaßveranstaltung keinen Erholungswert: "Nichtstudieren (*el no estudiar*), war für mich niemals Erholung", schreibt sie.[9] Weil sie ihre geistige Tätigkeit als *Muße* ansah, brauchte sie sich nicht von dieser zu *erholen*, sondern diese *war* für sie Erholung: Erholung von der Verwaltungsarbeit. Sie fühlte sich daher, wie sie schreibt, molestiert von anderen Nonnen, für welche ihre Studien nur bloßer Zeitvertreib waren, von denen sie daher in jedem freien Augenblick mit Klatsch, Streit oder Singsang behelligt wurde.

Arbeit ist nicht nur Genuß, Genuß ist auch Arbeit – Arbeit der Sinne, als der auf Genuß spezialisierten Körperorgane. Doch die Sinne – *los sentidos* – ermüden laut Juana infolge ihrer intensiven und langandauernden Arbeit der Wahrnehmung, selbst wenn der Wahrnehmungsgegenstand ein genußspendendes Objekt ist – *aun siendo deleitoso*.

Weil also jede einseitige oder langandauernde Tätigkeit zu Monotonie und Ermüdung führt, müsse man verschiedene Tätigkeiten ausüben. Jede Tätigkeit ist inbezug auf die vorhergehende eine Erholung, aber zugleich eine Anstrengung, von der man sich sodann wieder in einer anderen, verschiedenen Tätigkeit erholt. *Variatio delectat*. Im ersten Traum dichtet sie: "<...> die Natur wechselt stets/ von der einen zur anderen Waagschale, /indem sie

8 Paul Lafargue: *Le droit à la paresse*, Paris 1982; deutsch: *Das Recht auf Faulheit und andere Satiren*, Berlin 1986.

9 "<...> nunca ha sido (descanso) el no-estudiar" (Cruz 1976: 283).

die verschiedenen Tätigkeiten/ entweder der Muße oder der Arbeit zudistribuiert."[10] Das ist Umkehrung der *Politeia*, in der Platon sagt, die Individuen seien "von Natur verschieden und jeder zu einem anderen Geschäft (Geschäft = *negotium*) geeignet." Für Platon ist Arbeits- und Klassenteilung, also die Sozialstruktur, Resultat der Verschiedenheit der natürlichen Talente der Individuen, naturwüchsig. Aber Juana war Autodidaktin, wußte folglich aus eigener Erfahrung, daß sie ihre Eigenschaften, Fähigkeiten und Bedürfnisse, also sich selbst, ihre eigene Persönlichkeit, bewußt selber geschaffen hatte, diese kein Naturprodukt war. Als sie bei Gesprächen die Differenziertheit der Individuen feststellte, seien ihr tausend Überlegungen gekommen:[11] "Woher kommt wohl diese Verschiedenheit der geistigen Neigungen und Begabungen, wo doch all diese Leute ein und derselben (menschlichen) Gattung angehören? Was für Temperamente und geheime Eigenschaften mögen es gewesen sein, die solch unterschiedliche Ausprägungen bedingten?" (Juana 1993: 130). Sie geht nicht von naturgegebener Spezifizierung, sondern gewissermaßen von kultureller Unspezifiziertheit aus, wodurch der Wechsel von einer Tätigkeit zur anderen und somit die Aneignung universeller Fähigkeiten, Bedürfnisse und Kenntnisse erst möglich wird. Sie selber widmet sich statt Subsumtion unter eine einzige einseitige Tätigkeit, statt Spezialistin zu sein, zwecks voller Persönlichkeitsentfaltung mehreren Tätigkeiten, ja macht diese Vielseitigkeit zum Organisationsprinzip ihres eigenen Lebens als eines Erzeugten und Kulturgewordenen:

"Fast zur gleichen Zeit befaßte ich mich mit verschiedenen Gegenständen, doch habe ich dabei stets eine Ordnung bewahrt, denn die einen nannte ich Studium und die anderen Abwechslung, und bei den einen ruhte ich mich von den anderen aus" (Cruz 1976: 280).[12]

---

10 "varios ejercicios,/ ya al ocio, ya al trabajo destinados."

11 "¿De dónde emanararía aquella variedad de genios e ingenios, siendo todos de una especie? ¿Cuáles serían los temperamentos y ocultas cualidades que lo ocasionaban?" (Juana 1978: 70).

12 "Von einem Zweig oder Sektor der Wissenschaft geht sie zu einem anderen auf der Suche nach Ablenkung und Erholung über und springt von hier erneut auf der Suche nach Zerstreuung zu einem Dritten und befaßt sich damit in ihren Ideen über *Studium und Unterhaltung*." (Pfandl 1963: 67) - Ähnlich propagierten Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie*, wenn auch leicht ironisch getönt und im Unterschied zu Juana auch materielle Tätigkeiten einbeziehend, einen Gesellschaftszustand, in dem Einseitigkeit der Persönlichkeit vermieden wird, in dem es jedem möglich wird, "morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren" usw. (Marx/Engels 1978: 33).

Im spanischen Original sind die entscheidenden Kontrasttermini *estudio vs. diversión*.[13] *Diversión* kommt von diversum, diversitas. Juana meint also das *Verschiedene*, das *Andere*, die *Abwechslung*, nicht wie in einer deutschen Übersetzung *Zeitvertreib*.

Diesen ständigen Tätigkeitswechsel hält sie allerdings nur auf theoretisch-geistigem Gebiet für möglich, nicht aber – das ist die strukturelle Differenz zwischen beiden Bereichen – in den "praktischen Tätigkeiten", die sich, würden sie gleichzeitig betrieben, gegenseitig behindern.

"Denn das ist doch klar. Während die Feder sich bewegt, ruht der Zirkel; während die Harfe gespielt wird, schweigt die Orgel <...>. Weil sehr viel körperliche Übung notwendig ist, damit eine Tätigkeit zur Gewohnheit wird, kann es niemand zur Vollkommenheit bringen, der sich mehreren Tätigkeiten widmet. Doch in den formalen und spekulativen Wissenschaften geschieht das Umgekehrte, und ich möchte alle durch meine eigene Erfahrung davon überzeugen, daß diese sich nicht gegenseitig behindern, sondern sich unterstützen, sich wechselseitig beleuchten und gegenseitig die Wege bahnen" (Juana 1978: 59f.).

So erhält dieser scheinbare Eklektizismus für Juana den Rang einer Episteme: der Gesamtzusammenhang aller Erscheinungen werde wie die Kette aus dem Mund Jupiters erst in solcher Gesamtschau begreifbar, wie es auch der ehrwürdige Pater Athanasius Kircher in seinem Buch *De Magnete* so schön dargetan habe (ibd.).

In der Schönen Literatur wird diese Diskussion meines Wissens erst von Goethe zu Beginn des Spezialisten-Zeitalters im *Wilhelm Meister* wiederaufgenommen, merkwürdigerweise ebenfalls am Beispiel exekutierender Musiker, statt Juanas Harfenist und Organist jetzt der Goethsche Violinist:

"Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könnte? <...> Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann <...> Ja, es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten <...>. Übe dich zum tüchtigen Violinisten und sei versichert, der Kapellmeister wird dir deinen Platz im Orchester mit Gunst anweisen. Mache ein Organ aus dir <...>" (Goethe, Werke: 80, 32).

Weil Tätigkeiten Zeit verbrauchen, hat Juana quasi einen *Zeitplan* zwecks Distribution ihres Lebenszeitfonds auf die einzelnen Aktivitäten erstellt. Einen solchen Zeitplan legten später Lucien Sève seinem Buch *Marxisme et*

13 "<...> casi a un tiempo estudiaba diversas cosas o dejaba unas por otras; bien que en esto observaba orden, porque a unos llamaba estudio y a otras diversión; y en éstas descansaba de las otras <...>" (Juana 1979: 59).

théorie de la personnalité und die westberliner Kritische Psychologie bzw. Motivationspsychologie von Ulrich Osterkamp und Ute Holzkampf-Osterkamp ihrer Persönlichkeitstheorie zu Grunde. Wegen des Resultates dieser Zeitplanerfüllung, eben Juanas allseitiger Persönlichkeit, sah der spanische Dichter Salinas in ihr keine Aufklärerin, sondern die Nachfahrin eruditer Renaissancefrauen vom Schlage Christine de Pisans und Margarete von Navarras (Salinas 1941: 191).

Es existieren bereits drei verschiedene deutsche Versionen von Juans Erster Traum, von Vossler, Voglgesang und Novotnik. Die Übersetzungen, die stets auch Interpretation sind, zeigen, wie wenig erkannt wurde, daß Juana die Begriffe *Körper*, *Arbeit*, *Muße*, *Genuß*, *Abwechslung*/*Wechsel*, *Verteilung* und *Verschiedenheit*/*Anderssein* haarscharf-genau berechnet, jeden Terminus in bewußter Übereinstimmung mit ihrem naturwissenschaftlich grundierten Rationalismus, ihrer Kenntnis antiker Denktradition und spanischer Renaissance- und Nachrenaissance-Diskussion sowie ihrer Lebenspraxis im Kloster verwendet.

Da *trabajo* eine von Juana theoretisierte zentrale Kategorie ist, kommt nur die eindeutige Übersetzung durch das Wort *Arbeit* in Frage. Doch ihre rhetorisch wirkungsvolle dreimalige synonymlose Wiederholung des Wortes "Arbeit" in einem einzigen Satz, wodurch die Relevanz dieses Terminus hervorgehoben wird (*trabajo, en fin, pero trabajo amado*/*si hay amable trabajo*), wird von Vossler minimiert durch Ersetzung des dritten *trabajo* mit dem diffusen, poetisch seinsollenden *Getriebe*, oder von Voglgesang durch Ersetzen des ersten *trabajo* durch die sinnentstellend-trivialisierende Floskel *Tun und Treiben*. Nowotnik ersetzt das dreimalige *Arbeit* gar durch Pflicht und *Bürde*: *Bürde* subjektiviert und negativiert Juanas objektiven und wertfreien Terminus *Arbeit*. Seine Übersetzung von Arbeit durch *körperliche Fron* negativiert, hyperbolisiert und entterminologisiert den von Juana objektiv, wertneutral und maßvoll gesetzten Terminus "Arbeit."

Voglgesangs Übersetzung von *deleite* mit *Vergnügen* oder *kurzweiligstes Treiben* ist falsch, wo doch für Juana geistiges Arbeiten nie Kurzweil, Zeitvertreib, sondern intensivste Anstrengung war. Vossler übersetzt Juanas schlagkräftiges, auf *Muße und Arbeit* reduziertes Wortpaar *ocio und trabajo* durch das geschwätzige Syntagma *bald müßige (Betätigung), bald Arbeit bis zur Pein*. – Juanas stringentes Kategoriensystem verliert in solcher Interpretation Logik und Präzision und fällt in sich zusammen.

Voglgesangs Übersetzung von *ocio* = *Müßiggang* statt *Muße* ist besonders falsch. Juana kennt natürlich die intensive Diskussion spanischer Humanisten

vom 15. bis zum 17. Jahrhundert über den Niedergang der Wirtschaft ihres Landes, in der es um die bürgerliche Dignifikation der Arbeit und die Denunziation des Müßiggangs der Adligen und Höflinge ging. Dieser moralisch-didaktische Diskurs übernahm heimlich durch erasmische Vermittlung Gedankengänge Luthers und Calvins zwecks Erzeugung einer kapitalistischen Wirtschaftsethik. Zentrales Binom dieser Diskussion war folglich *trabajo* vs. *ociosidad*, Arbeit vs. Müßiggang, nicht *trabajo* vs. *ocio* = Arbeit vs. Muße, wie dies Strosetzki in *Literatur als Beruf* unter der Rubrik *Müßiggang und Arbeit* nachwies (Strosetzki 1987: 14ff.). Ähnlich teilt später Saint-Simon die Menschen in *oisifs* (adlige, geistliche und höfische Müßiggänger; *oisif* ist etymologisch wie semantisch die französische Entsprechung zu otiosus bzw. ocioso) und *industriels* (Unternehmer und Arbeiter).

Juana ersetzt das wirtschaftsethische Binom *Arbeit-Müßiggang* durch die sozusagen kulturwissenschaftliche Opposition *Arbeit-Muße* bei positiver Bewertung sowohl von Arbeit als auch von Muße. Arbeit-Muße tritt bei ihr aber auch an die Stelle des Renaissance-Doppelbegriffs *Kriegsdienst-Muße*. Die spanischen Schriftsteller Calderón, Cervantes, Lope de Vega, der Eglogen-Dichter Garcilaso de la Vega, Offizier Karls V., waren Militärs. Sie wollten entsprechend dem Renaissance-Ideal der *armas y letras* Waffentaten *und* Geistestaten vollbringen. Die *armas* waren Zeit des Militärdienstes, des *negocio*, die *letras*, darunter auch das Schreiben und Lesen von Dichtung, Zeit der *Muße*, *ocio*, zwischen zwei Schlachten oder Feldzügen.

Für Juana beginnt durch ihre begriffliche Trennung zwischen notwendiger Arbeit und selbstbestimmter Tätigkeit das "Reich der Freiheit in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört" (Marx, Kapital III: 828). Doch sieht sie sich als individuellen Fall, den Widerspruch administrative vs. geistige Tätigkeit nicht als solchen zwischen notwendiger Arbeit und *Surpluszeit* der Gesellschaft. Wir sind fern von der Forderung nach "Reduktion der notwendigen Arbeit der Gesellschaft zu einem Minimum, der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch die für sie alle freigewordenen Zeit <...> entspricht" (Marx 1974: 593).

Man kann sich fragen, ob wir nicht kurzschlüssig Juana aktualisieren, wenn wir sie mit letztlich materialistischen Gedankengängen von Saint-Simon, Fourier, Marx und Lafargue über Arbeit und Freizeit in Verbindung bringen. Aber letztere repräsentieren eine Denkrichtung, die wohl als einzige in der modernen Geschichte konsequent Philosophie und Ökonomie verband und daher notwendig auf das für die Kultur- und Persönlichkeitstheorie zen-

trale Gegensatzpaar Arbeit-Freizeit stieß, das Juana sich hingegen empirisch aus ihrer eigenen Praxis, der Gedoppeltheit von administrativ-materieller und geistiger Arbeit erschloß, wobei sie wie die Denker des 19. Jahrhunderts die einschlägigen Begriffe der griechisch-römischen Antike kannte und die diesbezüglichen Termini, vor allem *otium* und *negotium*, aktualisierend weiterverwendete.

Wir sagten empirisch: Juana kannte Arbeit, hatte aber von Ökonomie keine über Betriebswirtschaft hinausgehende Ahnung. Doch entdeckt sie immerhin, 1) daß Dichten (geistige) Arbeit ist, und 2) daß sich das Begriffspaar Arbeit und Genuß auf zwei verschiedene Personen, den Produzenten=Dichter und den Konsumenten=Rezipienten, verteilt, ohne zu wissen, daß diese Distribution Folge gesellschaftlicher Arbeitsteilung ist. Sie stößt darauf, weil sie als Dichterin, *Autorin*, im Unterschied zu ihren philosophischen, humanistischen und naturwissenschaftlichen, mehr rezeptiven Studien, nicht für sich selber, sondern für *Andere* produziert, und zwar für deren Genuß. Im *Vorwort an den Leser* schreibt sie: "Ich, lieber Leser, widme diese Verse deinem Genuß" (Cruz 1976: 345–46). In ihrer Komödie *Los empeños de una casa* erzählt die Protagonistin Doña Leonor einer Zuhörerin ihr Leben, wobei sie das Erzählen explizit *Arbeit*, das rezipierende Zuhören *placer = Plaisir* nennt: "Höre, wenn ich dich zu deinem Pläsir unterhalte, dann möge meine eigene Arbeit (das Erzählen der Geschichte, HOD) dir, der Fremden, Anderen, zur Erholung dienen".[14] In einer Romanze stellt Juana die Relation Autor-Leser als Austausch von *Arbeit* des Dichters gegen Erleichterung für den Leser dar: "Was für den einen Erleichterung/ ist für den anderen Arbeit (trabajo)" (ibd. 221). Der Genuß rutscht aus der Produktion in die Konsumtion.

Dennoch erstaunt, wie sehr sie ihre Lustlosigkeit bei poetischer Produktion im krassen Unterschied zu ihrer lustbetonten kreativen Beschäftigung mit Philosophie, Naturwissenschaft und Künsten betont. Doch sagt sie rundheraus, warum: Das Dichten bereite keine Genußbefriedigung, weil es sich um *Auftragsarbeit* handele: "Übrigens habe ich nie irgendetwas aus eigenem Willen geschrieben, sondern auf Bestellungen und Vorgaben anderer" (Juana 1978: 85). Dichten war nicht ihre freie Selbstäußerung, -betätigung und -verwirklichung, keine Realisierung eigenen Produktionsbedürfnisses, sondern fremdmotiviert. Sie schrieb für Kleriker, Klöster und Sprengel in Mexiko, Puebla und Oaxaca viele Auftragswerke für Ordinationen, Liturgien und zu

14 *"divirtiendo tu agrado lo que fue trabajo propio/ sirva de ajeno descanso".*

Festtagen. Auf Bestellung fertigte sie einen Triumphbogen für den Stadtrat und Festgedichte für den Hof.

Damit war eine zweite Entfremdung verbunden. Sie schrieb für Geld, was die Fremdbestimmtheit durch Berücksichtigung der Käuferwünsche verstärkt. Ihre Geschäftstüchtigkeit beim Verkauf ihrer Ware Poesie macht jeder heutigen Jungunternehmerin Ehre. Paz (1998: 379) betont, Juana habe nie gratis gearbeitet: "Die Einnahmen, die sie für ihre poetischen Produktionen erzielte, erklären, warum sie im Laufe der Jahre von Bedürftigkeit zur Wohlhabenheit gelangte." Wir erwähnten schon ihre luxuriöse Klosterzelle. 1691 schuldete ihr das eigene Kloster 1 400 Pesos samt Zinsen, und laut Belegen tätigte sie zwei Jahre vor ihrem Tode mit dem reichsten Bankier Mexikos fünf Finanzoperationen über 5 271 Pesos, eine damals erkleckliche Summe (Trabulse 1997).

Juana war die erste Berufslyrikerin Lateinamerikas vor Neruda, der vom Gedichteschreiben noch reicher wurde als sie – erst 20 Jahre nach Juanas Tod trug sich Alain Lesage beim Einwohnermeldeamt von Paris als erster Mensch mit der Berufsbezeichnung *écrivain* ein. Sie reflektierte als eine der ersten mit großer Klarheit, daß die poetische Qualität durch Kommerzialisierung unweigerlich verflachen mußte. In einem Gedicht an den Stadtrat von Mexiko, in dem sie für das üppige Honorar für den oben erwähnten Triumphbogen dankt, schreibt sie, man habe für einen so armseligen Bogen ihre Geldtruhe reich gefüllt, "was meiner Armut frommt/, doch meiner Muse schlecht bekommt." Warum? "Wer mir viel Geld gibt,/ nicht die Dichterin liebt". Noch schärfer: "Verzeiht mein unbedarftes Dichten,/ doch schweigen die Musen /, wenn sie nach Geld sich richten." Hier erst erklärt sich vollends ihre Äußerung, sie habe "nie etwas aus eigenem Gusto geschrieben außer einem kleinen Papierchen namens *Erster Traum*" (Juana 1978: 85). Dieses Poem entsprach nur eigenem philosophisch-gnoseologisch-kosmologischen Interesse und war sowohl inhaltlich als auch wegen seiner Länge für ihre damalige klerikale Klientele unverkäuflich, wäre schon gar nicht von dieser in Auftrag gegeben worden.

Diese frappierende, historisch vielleicht früheste Einsicht in die kulturell deformierenden Folgen der Kommerzialisierung von Kunst und ihrer Verwandlung in Massenware ist bedeutsamer als die jahrhundertelange Standard-Klage der Künstler über mangelnde Bezahlung, sprich mangelnde Kommerzialisierung. Sie nimmt auf der Produktionsseite die heutige Epoche vorweg, in der die Kommerzialisierung voll die Rezeption, und nicht nur diese, sondern die gesamte freie Zeit ergreift, die Muße mit Trivialität statt In-

dividualität auffüllt. Damit wäre diese ganze, sich um Arbeit und Muße rankende abendländische Denktradition eine Aporie. Die bis Ende der 70-er Jahre dauernde Diskussion zu dieser Thematik kam mit der sich scheinbar unumkehrbar durchsetzenden Freizeitgesellschaft zum Erliegen, und zwar zu einem Zeitpunkt, als die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sor Juana einen Neuaufschwung nahm, der jedoch trendentsprechend nur ihrer Rolle als Paradebeispiel einer Emanzipierten, Propagandistin gleichgeschlechtlicher Liebe und Opfers des Machismo galt. Aber nicht nur deshalb blieben die von mir beleuchteten Aspekte in ihrem Leben und Werk unterbelichtet. Die Diskussion über ihre Persönlichkeitsentwicklung, wie sie von Sève, Holzkamp-Osterkamp und kritischen Motivationspsychologen geführt wurde, war auf Europa und die USA beschränkt und fand in Lateinamerika keine Anhänger.

Bibliografíe

Juana = Cruz, Sor Juana Inés de la (1976): Obras selectas (ed. Georgina Sabàt de Rivers y Elías L. Rivers), Barcelona.

dies.: (1992) Der Traum. Spanisch-Deutsch. Hrg. u. übers. von Alberto Pérez-Amador Adam und Stephan Nowotnick, Frankfurt am Main.

dies.: (1941): Die Welt im Traum. Spanisch und deutsch. Hrg. Karl Vossler, Berlin.

dies.: (1978). Selección (Ed. L. Ortega Galindo), Madrid.

dies.: (1993) ERSTER TRAUM mit der Antwort an Sor Filotea de la Cruz. Vorwort von Octavio Paz. Aus dem Spanischen übertragen von Fritz Voglgesang, Frankfurt am Main und Leipzig.

Descartes, René (1953): Oeuvres et Textes présentés par André Bridoux, Paris.

Durán, Manuel (1963): "El drama intelectual de Sor Juana y el antiintelectualismo hispánico", in: Cuadernos americanos, año XXIII, 4, S. 238–253.

Fourier, Charles (1848): "Le Nouveau Monde industriel et sociétaire, ou invention du procédé d`industrie attrayante et naturelle distribuée en séries passionées", in: Fourier, Charles, Oeuvres Complètes, T. sixième, 3.e éd., Paris 1848.

Gaos, José (1960/61): "El sueño de un sueño", in: Historia Mexicana (Zs), t. X, S. 54–71.

Glantz, Margo (1993):"Labores de manos", in: Poot Herrera, Sara, y Urrutia, Helena (coordinadoras): Y diversa de mí misma entre vuestras plumas ando. Homenaje internacional a Sor Juana Inés de la Cruz, México D. F., S. 21–33.

Glantz, Margo (1996): Saberes y placeres, México D.F.

Goethe, Johann Wolfgang (o.J.): Werke. Auswahl in fünfzehn Bänden, Stuttgart und Berlin, Bd.. 9.

Llull, Ramón (=Raimundus Lullus) 1999: Ars brevis, Hamburg.

Marx, Karl (1974): Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin.

Marx, Karl (1976): Das Kapital, Bd. III, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 25, Berlin.

Marx, Karl, Engels, Friedrich (1978): Die deutsche Ideologie, in: Marx/Engels,Werke, Bd. 3, Berlin.

La Mettrie, Julien Offray de (1987): "L´homme-machine", in: Oeuvres philosophiques, T. 1. Paris, S. 63–118.

Paz, Octavio (1991) Juana de la Cruz oder die Fallstricke des Glaubens. Aus dem Spanischen von Maria Bamberg, Frankfurt am Main = Übers. von Paz, Octavio(1998, 2 a ed., reimpresión): Sor Juana Inés de la Cruz o las trampas de la fe. México D.F.

Pfandl, Ludwig (1946): Die zehnte Muse von Mexiko. Juana Inés de la Cruz. Ihr Leben, ihre Dichtung, ihre Psyche, München.

Reilly, Conor, S.J. (1974): Athanasius Kircher S.J., Mate of a Hundred Arts, Wiesbaden – Rom.

Sabàt de Rivers, Georgina, y Elías L. Rivers (1976): "Prólogo" a Sor Juana Inés de la Cruz: Obras selectas, Barcelona.

Salinas, Pedro (1941): "En busca de Juana de Asbaje", in: Memoria del segundo congreso internacional de catedráticos de literatura iberoamericana, Los Angeles, S. 173–191.

Sève, Lucien (1972): Marxismus und Persönlichkeitstheorie, Berlin (Übers. von Sève, Lucien: Marxisme et théorie de la personnalité, 1969, Paris).

Trabulse, Elías (1997): "El mayordomo: don Mateo Ortíz de Torres", in: Varia Lingüística y Literaria. 50 años de CELL, México D.F., S. 24–31.

Strosetzki, Christoph (1987): Literatur als Beruf. Zum Selbstverständnis gelehrter und schriftstellerischer Existenz im spanischen Siglo de Oro, Düsseldorf.

Vossler, Karl (1934): Die "zehnte Muse von Mexiko" Sor Juana Inés de la Cruz, München (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Abt., Jg. 1934, H.1).

Vossler, Karl, und Benedetto Croce (1951): Carteggio 1899–1949, Bari.

Welskopf, Elisabeth Charlotte (1962): Probleme der Muße im alten Hellas, Berlin.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 55–64*

Jörg Roesler

Anschluss bedeutete oft Ausschluss. Über institutionelle und personelle Konsequenzen asymmetrischer Vereinigungen von Staaten im Bildungswesen

Vortrag am 30.11.2002 auf der Tagung der „Initiative Ostdeutsche Sozialwissenschaften“, Berlin.

1. Der Anschluss als Kategorie in der Vereinigungsforschung

Von Anschluss wird in der Vereinigungsforschung gesprochen, wenn eine Region oder ein Staat de facto Bestandteil eines anderen wird. Dabei ist es von untergeordneter Bedeutung, ob die Integration in das Hauptland dadurch zustande kommt, dass die Bewohner des Anschlussgebietes zwangsweise angeschlossen wurden oder sich dem Hauptland freiwillig anschlossen. Für eine Vereinigung oder Wiedervereinigung vom Typ des Anschlusses ist folgendes charakteristisch: Die Bevölkerung des angeschlossenen Gebietes wird den Bewohnern des Hauptlandes rechtlich gleichgestellt. Nach dem Anschluss kommt es zu einer fast vollständigen Angleichung der politischen, administrativen, juristischen, überwiegend auch der sozialen und wirtschaftlichen Strukturen des Anschlussgebietes an die im Hauptland bereits existierenden. Der Anschluss ist somit eine ausgeprägt asymmetrische Vereinigung von zwei Staatswesen.

Diese Art der Vereinigung schließt, zumindest bei vollständigen Anschlüssen, auch eine Übernahme des Bildungssystems des Anschließers ein – und zwar fast 1:1.[1] Anders ausgedrückt, Anschluss im Bildungswesen bedeutet die Ersetzung des bisherigen Grund- und Hochschulwesens des Anschlussgebietes durch das des Hauptlandes.

1 Bei einer anderen, in der Praxis äußerst seltenen Form der Vereinigung, dem Zusammenschluss, unterzogen beide Partner anlässlich der Vereinigung auch ihr Bildungswesen einer Revision und verschmolzen die erhaltenswerten Teile der nationalen Bildungswesen, so dass im vereinigten Gebiet ein substantiell neues, gewissermaßen drittes Bildungswesen entstand. (Vgl. Jörg Roesler, Der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik. Versuch einer historischen Einordnung, in: Deutschland Archiv 3/1999, S. 432).

2. Personalwechsel im Hochschulwesen – häufiger, aber nicht notwendiger Bestandteil des Anschlussprozesses im Bildungswesen

Integraler Bestandteil des Anschlusses ist also der Institutionenwechsel im Bildungswesen, euphemistisch auch Reform genannt, nicht aber unbedingt die Auswechselung des Personals. Es ist durchaus vorstellbar, dass die bisherigen Träger des Bildungssystems im Anschlussgebiet, jedenfalls ihre Mehrheit, sich das ihnen bisher mehr oder minder fremde Bildungssystem über einige Jahre aneignen und ganz in seinem Rahmen ihre Lehr- und Forschungstätigkeit fortsetzen. Wie gesagt, es ist vorstellbar.

Zur Logik des Anschlusses gehört aber auch, dass diesem Prozess in allen betroffenen Bereichen ein Horror vor allzu langer Übergangszeit innewohnt. Zum Anschluss gehört daher nicht zwangsläufig, aber in der Regel die möglichst rasche Übertragung des Bildungssystems des Hauptlandes auf das Anschlussgebiet, sein „Überstülpen“.

Die neuen Spielregeln müssen also von den die Bildung im Anschlussgebiet bisher vermittelnden Personen entweder außerordentlich schnell gelernt und beherrscht werden, was kaum realisierbar ist, oder das Bildungswesen des Anschlussgebietes wird mit Personen aus dem Hauptland bestückt, mit Personen also, die diese Spielregeln bereits beherrschen.

Oder man verbindet beide Varianten miteinander, d.h. besetzt die Schlüsselpositionen mit Personen aus dem Hauptland, die dann die untergeordneten Kader aus dem Anschlussgebiet beim Einstudieren der neuen Spielregeln anleiten und kontrollieren, wobei diese Spitzenvertreter selbst zusammen mit den Rechten auf dem Gebiet der Forschung und Lehre auch das Rekrutierungsrecht für den wissenschaftlichen Nachwuchs erhalten. Das wird sie zweifellos aus Gründen der Zweckmäßigkeit dazu veranlassen, ihnen bereits bekannte, verlässliche Kader nachzuziehen, um den Anschluss in ihrem Bereich zu vollenden bzw. ihre neuerrungene Position im Rahmen der Universität bzw. des Landes zu festigen.

Historisch betrachtet spielt für das Ausmaß des Elitenwechsels in Anschlussfällen dabei ein Moment eine wesentlich Rolle, das leicht aus dem Blick gerät, weil es so banal ist. Es handelt sich um die Größe des Anschlussgebietes, genauer: um das zahlenmäßige Verhältnis der im Hauptland vorhandenen zu der im Anschlussgebiet zu ersetzenden Bildungselite.

Die schiere Größe der zu ersetzenden Bildungselite hat in der Regel verhindert, dass im Schulwesen der institutionelle Wechsel mit einem personellen gekoppelt werden konnte.

Ausnahmen bestätigen auch in diesem Falle die Regel: Klein genug, um dort einen vollständigen Wechsel der Bildungselite anzustreben, war das 1919 Italien zugesprochene Südtirol. Der damals etwa 250.000 zählenden deutschsprachigen Bevölkerung[2] standen 38,7 Millionen Italiener gegenüber (Anteil an der Gesamtbevölkerung: 0,6 %)[3].

In Südtirol begann mit dem nach dem Anschluss für die Provinz Bozen Gültigkeit erlangenden „Lex Gentile“ der systematische Abbau der deutschen Lehrkräfte. Sie wurden, „bis 1932 schubweise nach Bedarf wegen ’insufficenza didattica’ (Unfähigkeit zu lehren) ohne Entschädigung entlassen oder nach Süditalien versetzt, falls sie den italienischen Befähigungsnachweis erbringen konnten.“[4]

Die Situation ist eine andere, wenn die Bevölkerung des Anschlussgebietes im Verhältnis zum Hauptland deutlich größer ist. Der Anteil der DDR-Bevölkerung an der beider deutscher Staaten belief sich 1989 noch auf 20 %. Ein Ersatz von Lehrern in derartigem Ausmaße kam natürlich nicht in Frage. Die Mehrzahl der Schulpädagogen im Osten durfte tätig bleiben.

Wozu die Personaldecke des Hauptlandes aber immer gereicht hat, das war der Elitewechsel im Hochschulwesen. In diesem Bereich war es die Regel, den institutionellen mit dem personellen Wechsel zu verbinden. Dieser Elitewechsel ist, das muss noch einmal gesagt werden, kein konstituierender Bestandteil des Anschlusses, wurde aber seitens der Anschließer als Garant und Beschleuniger des institutionellen Wandels im Hochschulwesen betrachtet.

3. Charakteristische Abläufe für den Elitenwechsel im Hochschulwesen nach Anschlüssen. Das Beispiel Saarland

Lege ich die von mir untersuchten Anschlussfälle zu Grunde[5], dann ist, soweit sie das Hochschulwesen betreffen, der Anschluss Schottlands an Eng-

2 Für die folgenden Vergleiche ist zu beachten: Die Art, wie Menschen reden, welche Sprache sie gebrauchen, ist nicht nur Teil ihrer ethnischen, sondern auch sozialen und kulturellen Eigenart. (Vgl. Ronald Lötzsch, Ethnische, resp. kulturelle Identität und Sprachgemeinschaft, in: Wolfdietrich Hartung/Alissa Shethar (Hrsg.), Kulturen und ihre Sprachen. Die Wahrnehmung anders Sprechender und ihr Selbstverständnis, Berlin 2002, S. 29–53).

3 Wl. Woytinski, Die Welt in Zahlen. Erstes Buch, Berlin 1925, S. 27.

4 Rolf Steiniger, Südtirol im 20. Jahrhundert. Vom Leben und Überleben einer Minderheit, Innsbruck /Wien 1997, S. 86.

5 Vgl. Jörg Roesler, Der Anschluss von Staaten in der modernen Geschichte. Eine Untersuchung aus aktuellem Anlass, Frankfurt am Main 1999.

land 1707 der sanfteste[6], der Kataloniens an Kastilien 1714 der radikalste[7] gewesen. Bei der Darstellung des für Anschlüsse im Hochschulbereich charakteristischen „Abwicklungs- und Neugründungsgeschehens“ beziehe ich mich auf die Universität des Saarlandes, einen der „normalen“ Fälle der Umgestaltung des Hochschulwesens nach einem Anschluss.[8]

Das Hochschulwesen an der Saar war in den Nachkriegsjahren wesentlich durch die „Universität des Saarlandes“ bestimmt. Die 1948 gegründete erste Universität des Landes wurde in ihrer inhaltlichen Ausrichtung und teilweise auch durch die Zusammensetzung der Professorenschaft in den Dienst der Europäisierung des Saarlandes gestellt, einer Konzeption, die auf einen Vorschlag des französischen Außenministers Schumann zurückging.[9]

Nachdem sich die Mehrheit der Saarländer in der Volksabstimmung vom Oktober 1955 für die Eingliederung in die Bundesrepublik entschieden hatte, wurde der Anschluss (offiziell: Beitritt) des Saarlandes zur Bundesrepublik, auch als „Kleine Wiedervereinigung“ bezeichnet, von Ende 1955 bis Mitte

6 Der schottischen presbyterianischen Kirche gelang es in den Verhandlungen über den Einigungsvertrag zwischen Schottland und England, ihre Souveränität gegenüber der anglikanischen Kirche zu bewahren. Dem im 18. Jahrhundert in Schottland wie generell in Europa von den Kirchen stark beeinflussten Bildungswesen blieb damit der Anschluss an das englische Bildungssystem in vieler Hinsicht erspart. (William Ferguson, Scotland 1689 to the Present, Edinburgh 1968, S. 50). Die weitreichende Eigenständigkeit des schottischen Bildungswesens gelang es bis heute aufrecht zu erhalten. (Vgl. Michael Keating, Scotland, Nationalism and the UK-State: Paper im Auftrage der American Political Science Association, Washington, DC. September 1993, S. 5).

7 Im Mai 1717, drei Jahre nach dem Anschluss, ließ der Statthalter der Madrider Regierung in Barcelona per Dekret die Hochschuleinrichtungen Kataloniens, die Universitäten von Lerida und Barcelona, um 1300 bzw. 1430 entstanden, auflösen. An ihrer Stelle gründete er eine neue Universität in Cervera, einer Kleinstadt von zweitausend Einwohnern an der Straße von Madrid nach Barcelona, die sich, anders als die meisten katalanischen Städte, im Bürgerkrieg gegenüber der Madrider Regierung loyal verhalten hatte. Die Leitung der mit Finanzmitteln aus Madrid großzügig unterstützten Universität wurde den Jesuiten übertragen, die sich bereits als ein wirkungsvolles Instrument zur Durchsetzung der spanischen Zentralgewalt erwiesen hatten.(Vgl. Robert Hughes, Barcelona. Stadt der Wunder, München 1992, S. 228–229; William C. Atkinson, A History of Spain and Portugal, Harmondsworth 1960, S. 138–139).

8 In mancher Hinsicht ähnlich, aber zumindest institutionell radikaler, vollzog sich nach der Annexion Elsaß-Lothringens der Elitenwechsel an der Universität Straßburg. Die „französische“ Universität wurde 1871 geschlossen und durch eine 1872 gegründete „deutsche Universität“ ersetzt – mit entsprechenden personalpolitischen Konsequenzen. (Vgl. Jörg Roesler, Nicht allein anders Sprechende sind anders Denkende. Erfahrungen mit der Integration der Elsaß-Lothringer in das Deutsche Reich 1871–1913, in: Hartung/ Shethar 2002, S. 258–260. Ähnliches wiederholte sich unter der Nazidiktatur mit der Einrichtung einer „Reichsuniversität Straßburg“.

9 Wie das Saarland entstand. Vom Montanrevier zum Bundesland, Saarbrücken 1995, S. 15.

1957 Schritt für Schritt vollzogen. Der Hochschulbereich wurde nicht ausgespart.[10]

1. Phase: Diffamierung des Hochschulwesens im Anschlussgebiet durch die auf den Anschluss eingeschworenen Medien, die Politiker, aber auch durch Fachkollegen aus dem Hauptland bzw. aus den eigenen Reihen

Bereits im Vorfeld des Plebiszits vom 23. Oktober 1955 über das Europäische Saarstatut, dessen Ablehnung ab Spätsommer 1955 vorauszusehen war, spielte in den publizistischen Diskussionen die Zukunft der Saar-Universität eine Rolle. Man kritisierte seitens der die „Wiedervereinigung“ befürwortenden Presse im Inland und prominenter Presseorgane der Bundesrepublik den vergleichsweise hohen Anteil französischer Professoren und Dozenten sowie die vermeintlich frankophile Universitätsverwaltung.[11] Die Kritiker der Saaruniversität konnten sich auf eine Ausarbeitung des damals für das separate Saargebiet „zuständigen“ Ministeriums für Gesamtdeutsche Fragen in Bonn stüt-zen, das die Universität 1954 als „primär französisch gesteuerte und orientierte Einrichtung, welche die auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet vom Besetzer gewonnene Machtstellung auf der kulturellen Ebene vertiefen und festigen soll“, charakterisiert hatte.[12]

Den Angriffen entgegnete der Rektor der Universität in einer schriftlichen Stellungnahme: „Niemals haben die französischen oder saarländischen Behörden in der Universität des Saarlandes ein Organ der Entdeutschung gesehen. Niemals haben sie auf die Universität einen Druck ausgeübt, und nur eine verlogene Propaganda konnte behaupten, dass die Freiheit der Forschung und der Lehre an der Universität beeinträchtigt worden sei“.[13]

Mochten auch die der Saarländischen Regierung nahestehenden Zeitungen angesichts der Angriffe der Presse der „Heimatbundparteien“ von „Diffamierungen und Verdrehungen“ sprechen, mochte sich auch der Rektor

10 Zur Charakterisierung des Anschlusses des Saarlandes an die Bundesrepublik generell vgl. Die Vereinigung des Saarlandes mit der Bundesrepublik. Eine vergleichende Nachbetrachtung anlässlich des 40. Jahrestages des saarländischen Beitritts, in: Comparativ 2/1997, Seite 87– 97.

11 Zur Charakterisierung des Anschlusses des Saarlandes an die Bundesrepublik generell vgl. Die Vereinigung des Saarlandes mit der Bundesrepublik. Eine vergleichende Nachbetrachtung anlässlich des 40. Jahrestages des saarländischen Beitritts, in: Comparativ 2/1997, Seite 87– 97.

12 Zitiert in: Wolfgang Müller, Die Universität des Saarlandes in der politischen Umbruchsituation 1955/56 in: Grenz-Fall. Das Saarland zwischen Frankreich und Deutschland 1945–1960, St. Ingbert 1997, S. 413.

13 Zitiert in: Ebenda, S. 423.

der Universität bei der Immatrikulationsfeier zu Beginn des Wintersemester 1955/56 gegen die zirkulierenden Gerüchte von einer Schließung der „frankophilen Institution“ wenden[14]: Die Existenz der in ihren Bedürfnissen auf die Anforderungen eines zukünftigen einheitlichen Westeuropa orientierten, auch in der Zusammensetzung ihres Lehrkörpers „internationalen“ Universität Saarbrücken war in Frage gestellt.

2. Phase: Evaluierung des Hochschulwesens im Anschlussgebiet

Im Mittelpunkt der Evaluierung der Universität des Saarlandes stand das „französische Direktoralsystem“, also die Aufbauorganisation der Universität. Auch hier gab das „zuständige“ Bonner Ministerium die Bewertung vor, indem es verlauten ließ: „Die Freiheit von Lehre und Forschung ist beschränkt. Die deutsche Professoren- und Studentenschaft unterliegen der steten Aufsicht und dem politischen Druck der saarländisch-französischen Überwachungsdienste, die demokratischen Rechte der Studenten und freie Meinungsäußerung und Vereinbildung sind außerordentlich eingeengt.“[15]

Während der Evaluierungsphase traten Lehrkräfte der Saaruniversität mit der These auf, die „gegenwärtige Struktur“ sei „kaum noch tragbar“. Sie plädierten „für den Anschluss an die deutsche Universitätstradition“.[16]

3. Phase: Pläne zur institutionellen Umgestaltung der Hochschulen und deren beginnende Verwirklichung

Die gründliche Umgestaltung der Universitätsstruktur vom „hierarchisch-zentralistischen Rektoratssystem französischer Prägung“ zum „deutschen System kollegialer und dezentraler Mitverantwortung der Fakultäten und des Konzils“ stand im Mittelpunkt der im Frühjahr 1956 einsetzenden Beratungen um ein neues Universitätsgesetz und eine neue Universitätsverfassung.[17] Diese wurde dann im März 1957 endgültig verabschiedet. Ende Mai des Jahres wurde mit der Aufnahme der Universität des Saarlandes in die westdeutsche Rektoren-Konferenz auch symbolisch bei der Transformation der saarländischen Hochschule zur bundesdeutschen Universitätsstruktur ein Schlusspunkt gesetzt.[18]

---

14 Saarländische Volkszeitung v. 8.10.1955.
15 Beurteilung der Universität Saarbrücken, zitiert in. Müller 1997, S. 412.
16 Neueste Nachrichten v. 28. 11. 1955.
17 Müller, S. 421.
18 Müller, S. 421, 424.

4. Phase: Elitenwechsel

Die Auseinandersetzungen über das Ausmaß des institutionellen Wandels, der zunehmend als notwendig betrachtet wurde, um die Universität des Saarlandes ins bundesrepublikanische Universitätssystem einzupassen, waren von Anfang an begleitet von der Forderung nach personellen Konsequenzen. Das wurde vor allem von Politikern und Publikationsorganen der Heimatbund-Parteien im Saarland sowie aus der Bundesrepublik offen angesprochen. Forderungen dieser Art wurden aber bald auch aus den Reihen der Universitätsangehörigen selbst erhoben.

In der „Deutschen Saar“ wurden im Januar 1956 – die zukünftige institutionelle Struktur der Universität Saarbrücken befand sich durchaus noch in der Diskussionsphase – gefordert, dass die beabsichtigte Strukturänderung mit einem Elitewechsel verbunden werden sollte: „Nach ihrer Erneuerung aber wird dies eine deutsche Universität sein. Wir erwarten von den zuständigen Stellen, dass sie bei der notwendigen Reinigung sehr genau sind“.[19]

Bald scheuten sich auch Angehörige des Lehrkörpers der Universität des Saarlandes nicht mehr, in der „Deutsche Saar“ für die Landesuniversität “deutsche Sprache, deutsches Studiensystem und überwiegend deutsche Besetzung der Lehrstühle“ einzufordern.[20]

Angesichts des Drucks, der insbesondere auf die französischen, teilweise aber auch auf die saarländischen Vertreter des Lehrkörpers ausgeübt wurde, wandte sich im Februar/März 1956 eine Gruppe um das internationale Profil der Universität besorgter „neutraler“ Professoren[21] an die Öffentlichkeit, warnte vor einer „über das Ziel hinausschießenden Neuorganisation“, in deren Ergebnis „eine ganze Zahl hochqualifizierter Hochschullehrer und Forscher nur deshalb die Universität verlassen (müssten), weil sie nicht Deutsche sind“.[22] Der Appell der „Neutralen“ an die Besinnung auf akademische Tugenden und akademisches Niveau verfehlte insofern sein Ziel, als die Mehrzahl der deutschen Professoren der Saaruniversität, auch wenn sie „mit dem Geist des Resolutionsentwurfs einverstanden“ waren, die Unterschrift scheute. Es half auch nicht, dass sich aus dem Ausland, darunter auch aus der Bundesrepublik, Universitätsprofessoren wie z.B. der Nobelpreisträger Otto Hahn mit dem Inhalt der Professoren-Denkschrift identifizierten. Wer sich an

19 Deutsche Saar v. 27.1.1956.
20 Deutsche Saar v. 15. 12. 1955.
21 Es handelte sich um solche, die weder Deutsche noch Franzosen waren und auch nicht aus dem Saarland stammten, z.B. Belgier und Schweizer.
22 Zitiert in: Müller 1997, S. 420.

der Universität gegen die Methoden der „Eindeutschung“ der Universität aussprach, der musste sich sogar im von den „Heimatbundparteien“ dominierten saarländischen Parlament Fragen nach den „geistigen Voraussetzungen für die Ausübung der Lehramtstätigkeit an einer Universität“ gefallen lassen.[23]

Ein wichtiger Schritt beim Elitenaustausch an der Saaruniversität war der Rektoratswechsel, vollzogen im Oktober 1956 vom französischen Germanisten Joseph-Francois Angelloz zum deutschen Juristen Heinz Hübner. Von Seiten der Universität wurden den französischen Lehrkräften ihre Stellen bis zum Ablauf des folgenden Studienjahres im September 1957 noch garantiert, bevor sie ihr Lehramt aufgeben mussten. Das bewirkte eine „weitgehende Fluktuation“ in der Zusammensetzung des Lehrkörpers. Mehr oder minder gezwungen verließen die Medizinische Fakultät ein Siebentel, die Philosophische Fakultät ein Fünftel, die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät ein Drittel und die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät die Hälfte der Professoren und Dozenten. Oftmals handelte es sich um Wissenschaftler, die die Universität seit ihrer Gründung geprägt hatten. Die sie ersetzenden Professoren kamen ganz überwiegend aus der Bundesrepublik.[24]

Gerade für den Hochschulbereich des Saarlandes trifft zu, was anlässlich des 40. Jahrestages des Plebiszits über den Beitritt des Saarlandes zur Bundesrepublik in Saarbrücken formuliert worden war: „Die ‚Kleine Wiedervereinigung’ ... beschert den Saarländern alle jene Erlebnisse – die beglückenden und die enttäuschenden – , die 30 Jahre später auch die Deutschen in der DDR beglücken und enttäuschen werden.“[25]

4. Abschließende Bemerkung

Generell kann festgestellt werden: Es gibt zwar bei Vereinigungen vom Typ eines Anschlusses auch im Hochschulwesen keinen Zwang, einen Elitewechsel zu vollziehen. Anschluss muss nicht zwangsläufig Ausschluss bedeuten. Aber wenn er einmal vollzogen ist, das zeigt nicht nur das Beispiel der Universität des Saarlandes, dann gibt es im Anschlussgebiet kaum eine Möglichkeit, den ursprünglich mit der Notwendigkeit der Angleichung des Hochschulsystems des Anschlussgebietes an das des Hauptlandes bzw. mit den un-

23 Vgl. Wolfgang Haubrichts/Wolfgang Laufer/Reinhard Schneider (Hrsg.), Zwischen Saar und Mosel, Festschrift für Hans-Walter Hermann zum 65. Geburtstag, Saarbrücken 1995, S. 473–485.

24 Müller 1997, S. 425.

25 Aus dem Leben der Saarländer. Von Spichern bis zur Kleinen Wiedervereinigung, Saarbücken 1995, S. 8.

zureichenden fachlichen Fähigkeiten oder der ideologischen Prägung der Hochschullehrer des Anschlussgebietes begründeten Elitenwechsel zeitlich zu begrenzen und zur Normalität bei der Rekrutierung der Hochschulelite zurückzukehren.

Betroffen von der ausbleibenden Normalisierung der Rekrutierung sind vor allem die ehemaligen Schüler bzw. Assistenten der früheren Professoren. Ihre Verdrängung durch die von den „neuen" Professoren ausgewählten Nachwuchswissenschaftler könnte man als fünfte Phase der für den Anschluss typischen „Reform" des Hochschulwesens bezeichnen.

Die Vereinigungsforschung ist nicht nur in der Lage, den fast zwangsläufigen Ablauf des Anschlusses im Bildungswesen nachzuzeichnen und in seinen wesentlichen Zügen zu charakterisieren. Sie hat auch die Möglichkeit, Hinweise für einen gangbaren, d.h. bereits praktisch erprobten Weg zu geben, wie man dem berechtigten Anliegen der durch den Anschluss benachteiligten Wissenschaftler, insbesondere des wissenschaftlichen Nachwuchses, auf Wiedereingliederung bzw. Repräsentation im Bildungswesen des Anschlussgebietes gerecht werden kann. Als gangbare Methode hat sich – wie das Beispiel Südtirols, aber auch des Baskenlandes[26] zeigt – die Durchsetzung einer Quotenregelung erwiesen..

Im Falle Südtirols wurden auf der Grundlage der vom italienischen Parlament 1972 nach langjährigen zähen Verhandlungen beschlossenen „Paketmaßnahmen" zur Herstellung einer wirklichen Autonomie in der Provinz Bozen[27] 1973 bzw. 1976 der Unterricht in der Muttersprache (deutsch, italienisch, ladinisch) durch „muttersprachliche Lehrer" garantiert und auch für alle Stellen im öffentlichen Dienst (d.h. im staatlichen und halbstaatlichen Bereich) die Aufteilung der freiwerdenden Stellen nach dem Proporz auf der Basis von Herkunft und Sprache beschlossen und seitdem, trotz zunächst bei der italienischen Bevölkerung vorherrschenden Unverständnisses und von

26 In den baskischen Provinzen Spaniens wurde nach der Beseitigung der Franco-Herrschaft Baskisch als gleichberichtigte Sprache anerkannt. Seit Anfang der 80er Jahre können die Eltern zwischen folgenden vier Schulmodellen wählen: komplett Euskera (Baskisch) mit Spanisch als Unterrichtsfach (Modell D), zweisprachig (B), komplett Spanisch mit Euskera als Unterrichtsfach (A) und ausschließlich Spanisch (X). Auch wurden baskischsprachige Schulen für die Erwachsenenbildung eingerichtet. Entsprechend wurde die Ausbildung von Lehrkräften umgestaltet. In vielen Betrieben und im öffentlichen Dienst wird heute die Beherrschung der baskischen Sprache verlangt. (Michael Kasper, Baskische Geschichte in Grundzügen, Darmstadt 1997, S. 206–207).

27 Vgl. Rolf Steininger, Südtirol im 20. Jahrhundert. Dokumente, Innsbruck/Wien 1999, S. 403–404.

Protesten, schrittweise verwirklicht.[28] Die Lehrerausbildung ging im Laufe der Zeit an die 1997 als „freie, staatlich anerkannte Hochschule“ gegründete Universität Bozen über. Dort wurden für deutsch-, italienisch- und ladinisch-sprachige Studienbewerber getrennte Ausbildungsbereiche eingerichtet.[29]

28 Vgl. Steininger 1997, S. 507, 514–517, 524.

29 Vgl. wwww.contentma.../news-h1886-print_freie_universitaet_bozen_geht_online_mit.htm. Außerhalb der Lehrerausbildung ist die Universität dreisprachig: deutsch, italienisch, englisch.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 65–87*

Friedhilde Krause

Bemerkungen zu den Ölgemälden im Rudolf-Hoecker-Saal der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Diesem Artikel liegt ein Text zugrunde aus: Mitteilungen Staatsbibliothek zu Berlin (PK) N. F. 11 (2002) Nr 1, S. 84–103

Die Sitzungen der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät finden bekanntlich seit Jahren im 2. Obergeschoß des Gebäudes der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz unter den Linden 8 statt, und zwar im Rudolf-Hoecker-Saal. Dieser verfügt über eine Galerie von Ölbildern und Fotografien der Bibliotheksdirektoren, die man inoffiziell als „Ahnengalerie“ bezeichnet. Ich möchte über die Entstehung dieser Galerie und über einzelne Portraits berichten, zumal dieses Thema noch nie in der Literatur behandelt wurde. Sogar in den Jahresberichten gibt es keine Hinweise. Es sollen nicht die Aktivitäten der abgebildeten Persönlichkeiten für und in der Bibliothek hervorgehoben werden. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen allein die Ölgemälde und die Beschreibung der hier Dargestellten. Uns liegt die verdienstvolle Publikation des Kunstwissenschaftlers Erich Biehahn „Kunstwerke der Deutschen Staatsbibliothek“ aus dem Jahre 1961 vor.[1] Der Autor spricht von dem „etwa 250 Gegenstände umfassenden Kunstbesitz der Bibliothek“, der dem Hause „durch Schenkungen der Krone, des Kultusministeriums oder von privater Seite“[2] zugefallen ist und heute noch existiert. Biehahn verzeichnet in seinem Katalog 226 bildhafte Darstellungen von Personen, und zwar Portraits, Büsten, Reliefs und Masken. Dieses Verzeichnis verdient es schon lange, durch Registrierung der später erfolgten Erwerbungen im Hause Unter den Linden und vor allem auch der Kunstwerke aus dem Hause Potsdamer Straße ergänzt zu werden.

Die Galerie im Rudolf-Hoecker-Saal besteht aus zehn Ölgemälden und zehn Fotografien. Die Amtsbezeichnung der Bibliotheksleiter erfuhr be-

1 Kunstwerke der Deutschen Staatsbibliothek. Im Auftrage der Hauptdirektion der Deutschen Staatsbibliothek bearb. v. Erich Biehahn. Mit 64 Abb., Berlin 1961.

2 Ebenda, S. 6.

kanntlich in der langen Geschichte der Bibliothek einige Veränderungen: Johann Erich Biester wurde als Erster Bibliothekar bezeichnet, Friedrich Wilken, Georg Heinrich Pertz und Richard Lepsius nannte man Oberbibliothekare, und ab August Wilmanns galt, mit kurzer Unterbrechung nach dem Zweiten Weltkrieg, die Amtsbezeichnung des Generaldirektors. Der gelehrte Bibliothekar Mathurin Veyssière de La Croze war Verwalter der Handschriften und nicht Leiter der Königlichen Bibliothek, wurde aber durchaus berechtigt in diese Galerie aufgenommen. Das Ölgemälde von Friedrich Althoff gelangte aus anderen, noch darzulegenden Gründen in diese „Ahnengalerie". Er war von 1882 bis 1908 Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium, also Vorgesetzter und zu keinem Zeitpunkt Mitarbeiter der Königlichen Bibliothek.

Die erste Nachricht über eine Galerie von Ölbildern früherer Direktoren überliefern uns die „Erinnerungen an die Stabi" von Walter Schwarzenecker (1889–1971), die dieser 1961 handschriftlich niedergeschrieben hat. Das Manuskript befindet sich in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin. Es wurde bisher nur teilweise veröffentlicht.[3] Walter Schwarzenecker nahm Anfang Januar 1920 seine Arbeit als Haustischler in der Preußischen Staatsbibliothek auf und war von 1934 bis 1960 als Magazinmeister in der Orientalischen Abteilung der Deutschen Staatsbibliothek tätig. Seine Aufzeichnungen betreffen die Jahre 1920 bis etwa 1945. Er beschreibt uns aus seiner Sicht das Konferenzzimmer der Generalverwaltung im 2. Obergeschoß, wie es ihm aus dem Jahre 1920 in Erinnerung geblieben ist: „Der jetzige Hauptraum des GAZ (ILZ, DDR-Leihverkehr)[4] war das Konferenzzimmer. Ein großer hufeisenförmiger Tisch, nach der Tür- und Treppenseite zu offen, füllte den ganzen Raum. In peinlicher Ordnung, gleichmäßigem Abstand und genau ausgerichtet standen um den Tisch herum Stühle, die nach Niegebrauchtsein aussahen. An den Wänden die Ölbilder früherer Direktoren der Bibliothek".[5] Die Protokolle der Direktorenkonferenzen aus der Amtszeit von Adolf von Harnack informieren uns präzise über den Umzug der Bibliothek in das neue Gebäude Unter den Linden. Dieser erfolgte mit dem Haupt-

3 Schwarzenecker, Walter: Erinnerungen an die Stabi, in: Das Stichwort 19 (1975) 1, S. 17–18 bis 24 (1980) 4, S. 61; dasselbe: Schochow, Werner: Die Preußische Staatsbibliothek 1918 bis 1945. Ein geschichtlicher Überblick. Mit einem Quellenteil, Köln, Wien 1989, S. 78–92.

4 GAZ = Gesamtverzeichnis Ausländischer Zeitschriften; ILZ = Institut für Leihverkehr. Es handelt sich heute um einen Raum der Generaldirektion im 2. Obergeschoß.

5 Schwarzenecker, Walter: Erinnerungen an die Stabi, in: Das Stichwort 19 (1975) 4, S. 66; dasselbe: Schochow, Werner: Die Preußische Staatsbibliothek ..., S. 81.

bestand der Magazine im März 1909 und mit der Verwaltung sowie einzelnen Abteilungen in der Zeit zwischen dem 20. Juli und dem 10. August 1914.[6] Wir erfahren aus diesen Aufzeichnungen leider nicht, ob die Direktorensitzungen schon vor dem Juli 1914 in einem Konferenzzimmer im Neubau stattgefunden haben und wann die Ölgemälde hier aufgehängt worden sind. Untersucht man, wann die Bildnisse in den Besitz unserer Bibliothek gelangt sind, so waren es von elf Ölgemälden wohl nur zwei, und zwar die Portraits von La Croze (seit 1859) und von Wilmanns (seit 1909), die schon in der „Kommode“ am Opernplatz gehangen haben müssen. Gustav Parthey, ein Enkel des Berliner Verlegers Friedrich Nicolai, spricht in seinen „Jugenderinnerungen“ (Berlin 1871, T.2, S. 235) von dem „ gewaltigen Hauptlesesaal“ im alten Bibliotheksgebäude und schreibt: „ Es stand darin ein grüner runder Tisch, von Sesseln umgeben; ich erfuhr, daß unter Friedrich II. hier die feierlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften gehalten wurden. Es können dies aber nur die Sommersitzungen gewesen sein, denn der ungeheurere Raum war nicht zu heizen. Der Kustos machte mich auf die vielen Gipsbüsten aufmerksam, die von meinem Großvater Nicolai hingestiftet, jetzt einen wichtigen Schmuck des Saales bildeten“. Von Portraits war hier nicht die Rede.

Wir verfügen über ein Foto vom Konferenzzimmer im Neubau, das Walter Schwarzenecker in Erinnerung behalten hatte. Es datiert vom 24. März 1921, als Adolf von Harnack hier seine letzte Direktorenkonferenz durchgeführt hat, bevor er am 1. April 1921 in den Ruhestand trat. Dieses Foto zeigt die anwesenden Sitzungsteilnehmer, leider aber von der ganzen Räumlichkeit nur den sehr kleinen Ausschnitt einer Bücherwand mit der Büste des Kaisers Wilhelm II. auf einem der Schränke.[7] Im Protokoll der Direktorenkonferenz vom 8. Dezember 1910 finden wir die interessante Information: „Der G. D. (Generaldirektor, – F. K.) berichtet über eine von der Familie Lepsius gewünschte und vom vorgesetzten Ministerium angeordnete Feier am 23. Dezember, dem 100jährigen Geburtstag des Ägyptologen Lepsius, der von 1874 bis 1884 der K. B. (Königlichen Bibliothek – F. K.) vorstand.“[8] Sein 13jähriger Enkel Stefan Lepsius beschreibt diese Feier in seinem Tagebuch:

6 „Auswählen, Verwalten, Dienen...“ Dienstprotokolle aus der Amtszeit Adolf von Harnacks an der Königlichen Bibliothek/Preußischen Staatsbibliothek 1905 bis 1921. Bearb. u. komm. v. Friedhilde Krause, Berlin 2001 (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz; 12), S. 91–94 [15. bis 21. Konferenz im März 1909] und S. 168 (Sitzung am 9. Juli 1914).

7 Ebenda, S. 235.

8 Ebenda, S. 121.

„Ich frühstückte und ging sofort mit Vater, Mutter und Monica (seiner Schwester) weg. Und zwar zur Feier des 100jährigen Geburtstages meines Großvaters Richard Lepsius, des großen Ägyptologen, in der neuen Bibliothek. Es war um 12 Uhr. Zuerst hielt der Ministerialdirektor Geheimrat Schmitt (-Ott) mit freundlichem Gesicht und gütigen Worten eine kurze Rede. Das Bildnis meines Großvaters, von meinem Vater gemalt, welches in der Bibliothek aufgehängt wird, wurde bei dieser Gelegenheit eingeweiht. Vor ihm befand sich das Katheder mit Lorbeerbäumen geschmückt, auf dem dann Harnack, der insbesondere auf die Tätigkeit meines Großvaters als Oberbibliothekar hinwies, eine abgedroschene, etwas leere Rede hielt. Steindorff, der extra zu diesem Zwecke aus Leipzig herüber gekommen war, hielt eine flüssige, volle und reichhaltige Rede, die sich auf das wissenschaftliche Werk meines Großvaters bezog. Endlich hielt mein Onkel Richard, Professor der Geologie in Darmstadt, eine sehr persönliche Ansprache.“[9] Es ist anzunehmen, dass das Gemälde von Lepsius 1910 schon im Neubau aufgehängt worden ist.

Mitte 1921 wurde das Konferenzzimmer im Gebäude Unter den Linden aufgelöst und mit noch anderen Räumlichkeiten im 2. Obergeschoß in die für Fritz Milkau eingerichtete Dienstwohnung einbezogen. Die Ölgemälde ehemaliger Direktoren müssen in einen anderen Raum gelangt sein; darüber gibt es eine Zeitungsnotiz vom 15. September 1923. Der „Berliner Anzeiger“ berichtet unter diesem Datum nämlich, das Anfang 1923 entstandene Portrait von Adolf von Harnack habe in dem Raum seinen Platz erhalten, „der schon eine Reihe bedeutender Gelehrten-Bildnisse, allermeist solche früherer Generaldirektoren der Bibliothek vereinigt.“[10] Vielleicht war Fritz Milkau, seit 1. April 1921 Nachfolger von Adolf von Harnack und Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, Initiator für die Einrichtung dieser Galerie. Schon während seiner Tätigkeit als Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek in Breslau seit dem 1. Dezember 1907 war er bemüht, die wertvolle Vergangenheit des ihm anvertrauten Institutes anschaulich werden zu lassen. So schreibt sein zweiter Nachfolger in Breslau, Richard Oehler (1878–1948), 1934 in dem Gedächtnisband für Fritz Milkau[11] über ihn: „Fritz Milkau war

9 Lepsius, M. Rainer: Richard Lepsius und seine Familie – Bildungsbürgertum und Wissenschaft, in: Karl Richard Lepsius (1810–1884). Akten der Tagung anläßlich seines 100. Todestages 10.–12.7.1984 in Halle. Hrsg. v. Elke Freier u. Walter F. Reineke, Berlin 1988, S. 51–52. Das Tagebuch des 13jährigen Enkels befindet sich im Familienbesitz. Der Ägyptologe Georg Steindorff (1861–1951) war ab 1893 Professor in Leipzig. Er emigrierte 1935 in die USA.

10 Berliner Lokal-Anzeiger. Abendausgabe, Jg. 41 v. 15.9.1923, Nr 411, S. 2.

11 Fritz Milkau zum Gedächtnis. Ansprachen, Vorträge und Verzeichnis seiner Schriften. Hrsg. v. Gustav Abb, Leipzig 1934

mit Erfolg bestrebt, die Bildnisse von Persönlichkeiten zu beschaffen, die für das Leben der Bibliothek von Bedeutung gewesen sind. Denn, sagte er, es gibt schlechterdings keine Institution, die in ihrer Wirksamkeit derart abhängig wäre von der Arbeit der verflossenen Generationen wie die Bibliothek." Und so meldet er mit berechtigtem Stolz im Jahresbericht 1913: „So wären jetzt alle früheren Direktoren hier im Bilde vereinigt und verewigt, bis auf die noch Lebenden natürlich, die einverstanden sein werden mit dem herzlichen Wunsche des Berichterstatters, die jetzt glücklich vollständige Galerie möchte noch viele, viele Jahre vollständig bleiben.“[12] Auch während der Amtszeit von Hugo Andres Krüss in den Jahren 1925 bis 1945 blieb das Konferenzzimmer ein Teil der Dienstwohnung des Generaldirektors. Die Kunstwerke der Staatsbibliothek überdauerten die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, d. h. auch die Ölbilder, unbeschadet im Panzerkeller des Reichswirtschaftsministeriums Unter den Linden/Ecke Charlottenstraße. Nach ihrer Rückführung im Herbst 1945 in das zu 40 Prozent zerstörte Bibliotheksgebäude lagerten sie zunächst in einem der Keller; später wurden die Portraits auf einzelne Arbeitsbereiche, wohl besonders auf die Zimmer von Abteilungsdirektoren verteilt, die durch Baumaßnahmen wieder hergerichtet waren.

Die Einrichtung der Gemäldegalerie in den Räumen der Generaldirektion geht nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Initiative von Horst Kunze zurück. Er führte im Frühjahr 1957 einen entsprechenden Beschluß der Dienstbesprechungs-Runde herbei. Horst Kunze übernahm Ende 1950 das Amt des Hauptdirektors der Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek. Im Herbst 1956 engagierte er den Kunstwissenschaftler Erich Biehahn, um von ihm die in den Abteilungen, Keller- und Bodenräumen des Gebäudes befindlichen Bilder und Büsten feststellen, sie in einer Kartei verzeichnen und mit Inventarmarken versehen zu lassen. Im Archiv der Bibliothek haben sich die kurzen handschriftlichen Arbeitsberichte von Erich Biehahn aus der Zeit von November 1956 bis 14. Mai 1957 erhalten. Bei seinen Nachforschungen mußte Biehahn feststellen, daß, wahrscheinlich durch die Kriegswirren, auch Kunstwerke in das Gebäude gelangt waren, die der Bibliothek nicht gehörten. So konnten drei Ölgemälde der Akademie der Künste zurückgegeben werden, die in der Kartenabteilung hingen. Diese Kartei von Erich Biehahn bildete die Grundlage für seinen Katalog „Kunstwerke der Deutschen Staatsbibliothek“, der 1961 anläßlich der 300-Jahrfeier der Bibliothek veröffentlicht wurde.

---

12 Oehler, Richard: Milkau als Kommissar für die belgischen Bibliotheken und als Bibliotheksdirektor in Breslau, in: Fritz Milkau zum Gedächtnis, Leipzig 1934, S. 33–34.

Im „Jahresbericht der Deutschen Staatsbibliothek 1958“ erfahren wir, daß der im Vorjahr durch Umbauten im 1. Obergeschoß entstandene Trakt der Hauptdirektion durch Hinzunahme von Räumen der Erwerbungsabteilung erweitert wurde. Dort heißt es: „Das bisherige Kaufzimmer wurde in einen repräsentablen Konferenzraum umgestaltet.“[13] Mehr wird nicht gesagt. Diesen repräsentativen Charakter muß der Raum durch eine Reihe von Ölgemälden erhalten haben.

Während Biehahns Recherchen ist Horst Kunze wahrscheinlich der Gedanke gekommen, den Gemälden von Persönlichkeiten der Bibliothek einen besonderen Standort zu geben. Im Protokoll Nr. 15 der Dienstbesprechung am 26. April 1957 vom 3. Mai 1957 heißt es: „Die Portraits derjenigen bekannten Bibliothekare, die früher in der Deutschen Staatbibliothek tätig waren, sollen im künftigen Sitzungszimmer der Hauptdirektion ihren Platz finden. Die künstliche Beleuchtung ist mit Rücksicht auf diesen Beschluß entsprechend einzurichten. Die Verpflichtung der Staatsbibliothek, diese Sammlung von Portraits namhafter Bibliothekare des Hauses nach Maßgabe der Möglichkeiten fortzuführen, wurde grundsätzlich bejaht.“[14]

Erich Biehahn leitete umgehend eine Liste der gefragten Portraits mit ihren Standorten in den Abteilungen an den Hauptdirektor. Sie enthielt: drei Ölgemälde in der Auskunftsabteilung, und zwar: Friedrich Althoff (1909), Richard Lepsius (1908), Mathurin Veyssière de La Croze (1858); ein Ölgemälde in der Hauptdirektion, und zwar: Fritz Milkau (1925); und drei Ölgemälde in der Erwerbungsabteilung, und zwar: Adolf von Harnack (1923), August Wilmanns (1909), Georg Heinrich Pertz (1923).

Diese sieben Ölgemälde schmückten nun seit 1958 die Wände des Sitzungszimmers in der Hauptdirektion, später Generaldirektion. Horst Kunze ließ zusätzlich aus dem Zeitschriftenlesesaal die bekannte Büste von Adolf von Harnack des Bildhauers Georg Kolbe (1877–1947) in das Sitzungszimmer bringen und neben dem Ölgemälde von Harnack aufstellen. Sie war 1923 vermutlich im Auftrag des Ministeriums entstanden. Etwas später veranlaßte er das Umhängen des Portraits von Konrad Haebler (1857–1946), von 1914 bis 1926 Direktor der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek und Vorsitzender der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW), aus dem Bereich des GW in das Sitzungszimmer. Dieses 1926 von Walter Witting (1864–1940) gemalte Ölbild auf Leinwand hatte Haebler

13 Jahresbericht der Deutschen Staatsbibliothek 1958, Berlin 1960, S. 82.
14 Archiv der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz.

der Bibliothek geschenkt. Als im Laufe des Jahres 1977 das Portrait von Horst Kunze im Sitzungszimmer aufgehängt wurde, nachdem dieser Ende 1976 in den Ruhestand getreten war, kehrte das Bildnis von Haebler in die Inkunabelabteilung zurück. Nach 1961 muß das Gemälde von Friedrich Wilken auf Veranlassung von Horst Kunze in die Galerie gelangt sein. Erich Biehahn hatte den Dargestellten nicht identifizieren können. In seinem Katalog heißt es noch 1961 unter der Nr. 118: „Unbekannter alter Mann, grauhaarig, in dunklem biedermeierlichen Rock. Ölgemälde auf Leinwand. 66 x 50 cm. Um 1830. Brustbild. Künstler unbekannt“ (S. 32). Biehahn versah das Gemälde lediglich auf seiner Rückseite mit der Inventarmarke K 229. Eugen Paunel nahm 1965 das Portrait als Abbildung 30 in seine Geschichte „Die Staatsbibliothek zu Berlin“ auf und vermerkte: „Friedrich Wilken (1777–1840) ... Portrait von unbekannter Hand. Aus der Portraitsammlung der Deutschen Staatsbibliothek.“[15] Der Dargestellte war also inzwischen als Wilken identifiziert worden.

1969 wurde auf Veranlassung des vorgesetzten Ministeriums für Hochschulwesen Horst Kunze von Hedwig Huschke porträtiert. Das Ölgemälde gelangte, wie bereits ausgeführt, erst im Laufe des Jahres 1977 nach seinem Ausscheiden als Generaldirektor in das Sitzungszimmer. Horst Kunze hatte sich mit der Hallenser Kunstmalerin und Pädagogin Hedwig Huschke befreundet. Es gelang ihm, sie für die Anfertigung einer Kopie des im Gleim-Haus in Halberstadt hängenden Gemäldes von Johann Erich Biester des Malers Ferdinand Collmann zu gewinnen. Bereits 1970 hat die Malerin in geradezu verblüffender Übereinstimmung mit dem Original diese Kopie fertiggestellt. Sie hing seitdem im Sitzungszimmer der Generaldirektion. Hedwig Huschke hat übrigens 1978 mit gleicher Meisterschaft das Bildnis Gotthold Ephraim Lessings aus dem Besitz der Deutschen Staatsbibliothek kopiert;[16] das Original, von Anton Graff 1771 gemalt, gilt bis heute als das berühmteste und schönste der zahlreichen Lessingportraits. Die Kopie von Hedwig Huschke hängt seit 1979 im Geburtshaus des Dichters, dem Lessing-Museum in Kamenz.

Die Bildnisse wurden im Sitzungszimmer nicht nach Formaten oder Maltechniken, sondern chronologisch aufgehängt. Dadurch konnte bei Sonderführungen oder bei Einführungsvorträgen für neue Mitarbeiter die Geschichte der Staatsbibliothek anhand der Portraits leicht und anschaulich seit den

15 Paunel, Eugen: Die Staatsbibliothek zu Berlin. Ihre Geschichte und Organisation während der ersten zwei Jahrhunderte seit ihrer Eröffnung 1661–1871, Berlin 1965, S. 418.

16 Schubarth, Karl: Die Kopie eines Lessing-Portraits und ihre Malerin, in: Das Stichwort 22 (1978) 4, S. 57–58.

Zeiten des Großen Kurfürsten bis in die Gegenwart erklärt und lebendig gestaltet werden. Diese Chronologie wurde erst durch das Aufhängen meines Portraits im Herbst 1989 im Sitzungszimmer unterbrochen, da man einen noch freien Platz belegt hat und nicht die alte Reihenfolge zerstören wollte. Bei meiner Verabschiedung aus dem Amt des Generaldirektors im Januar 1989 hatte der anwesende Hochschulminister den Auftrag erteilt, mich porträtieren zu lassen. So saß ich im Mai und Juni 1989 dem Berliner Kunstmaler und Graphiker Harald Metzkes (geb. 1929) Modell. Es entstand ein Ölgemälde ziemlich großen Umfanges, das aber nicht recht ansprach. Es wurde zwar noch 1989 im Sitzungszimmer aufgehängt, fügte sich aber nicht harmonisch in die Bildergalerie ein. 1993 fragte mich Generaldirektor Dr. Richard Landwehrmeyer, ob ich vielleicht noch ein anderes Portrait besitze. Ich schenkte daraufhin der Bibliothek mein kleines Ölbildnis des russischen Malers Lev Fedorovic D'jakonicyn, das dieser während meines Moskau-Aufenthalts im März 1989 angefertigt hatte. Dieses Bildnis löste 1993 das Portrait von Harald Metzkes im Sitzungszimmer ab, das sich noch im Besitz der Bibliothek befindet.

Abschließend soll auf ein Ölgemälde von Hugo Andres Krüss (1879–1945), Physiker und Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek von 1925 bis 1945, aufmerksam gemacht werden, das die Malerin Lucy Ortlepp aus Weimar 1928 nach einer Fotografie von Krüss angefertigt hat. Es zeigt ihn in einem Sessel sitzend, mit übergeschlagenem rechten Bein und das Gesicht nach rechts gewandt. Dies Gemälde befand sich im Privatbesitz von Krüss und ist wahrscheinlich auch privat von ihm in Auftrag gegeben worden. Die Hamburger Familie seines Neffen erinnerte sich vor einigen Jahren mir gegenüber, das Portrait im Wohnzimmer des Ehepaares Krüss, dem heutigen Rudolf-Hoecker-Saal gesehen zu haben. Möglicherweise wurde es während des Zweiten Weltkrieges zusammen mit anderen Möbeln von Krüss in das Kalibergwerk Hattdorf in Thüringen verlagert und ist dann verloren gegangen. Heute existiert nur noch ein Foto dieses Ölgemäldes in der Portraitsammlung der Staatsbibliothek. Vielleicht wäre das Bildnis von Krüss später in den Besitz der Preußischen Staatsbibliothek entweder als Geschenk oder Vermächtnis von ihm übergegangen.

Anfang 1995 erfolgte im Gebäude Unter den Linden der Umzug der Generaldirektion aus dem 1. Obergeschoß in die historischen, rekonstruierten Räume der ehemaligen Generalverwaltung im 2. Obergeschoß. Das alte Konferenzzimmer, das 1921 aufgelöst worden war, wurde wieder eingerichtet[17],

17 Siehe das Foto des rekonstruierten Konferenzzimmers der Generaldirektion in: Berichte zur Geschichte der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin. Red. Ralf Breslau u. Hartmut List, Berlin 1996, S. 247 (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz; 4).

erhielt aber keine Ausstattung mit einer Gemäldegalerie. Die Ölbildnisse und die neu aufgehängten zehn Fotos ehemaliger Direktoren der Bibliothek kamen in einen rechts neben dem Sekretariat liegenden Raum, der seit 1998 den Namen „Rudolf-Hoecker-Saal“ trägt. Die Anregung zu dieser Bezeichnung erhielt der damalige Generaldirektor Dr. Antonius Jammers durch die Broschüre über den ersten Chefdirektor der Staatsbibliothek in den Nachkriegsjahren 1945 bis 1950, den Kunstwissenschaftler Dr. Rudolf Hoecker (1889–1976), die 1997 erschienen ist.[18] Die Anordnung der im Rudolf-Hoecker-Saal aufgehängten Ölgemälde erfolgte nach einem Gutachten einer Kunstwissenschaftlerin, die der Fotos chronologisch.

Ich möchte kurze Bemerkungen zu den einzelnen Ölgemälden machen und dabei einige weniger bekannte Details mitteilen. Ich stütze mich in vielen Fällen natürlich auf den Katalog von Erich Biehahn und die Bibliotheksgeschichte von Eugen Paunel. Es kommt mir hier darauf an, typische Züge der Dargestellten hervorzuheben, so wie diese von ihren Malern gesehen wurden und dem Betrachter vielleicht nicht gleich auffallen.

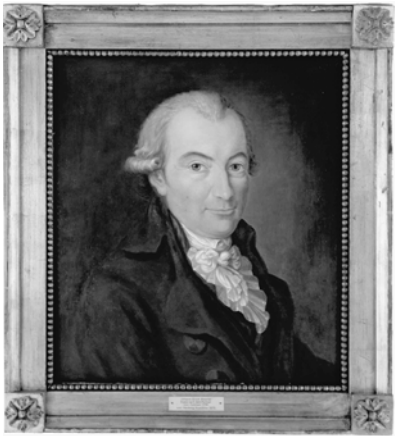
Mathurin Veyssière de La Croze (1661–1739)

Universalgelehrter und Polyglott, 1697 bis 1739 Bibliothekar an der Kurfürstlichen, dann Königlichen Bibliothek zu Berlin, wurde um 1725 von dem königlichen Hofmaler Antoine Pesne (1683–1757) gemalt. Das Ölgemälde

18 Krause, Friedhilde: „Auch Hoecker geht spazieren !“ Eine Studie zu Leben und Tätigkeit des Bibliotheksdirektors Dr. Rudolf Hoecker, Hannover 1997 (Laurentius-Verlag. Kleine historische Reihe, 9).

auf Holz befindet sich als Original im Münzkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin. Das Portrait im Besitz der Staatsbibliothek ist eine alte Kopie erheblich kleineren Formats, und zwar 30 x 25 cm, die der Bibliothekar und Numismatiker Emil Gottlieb Friedländer (1805–1878) sechs Jahre nach seinem Ausscheiden aus der Königlichen Bibliothek 1859 seiner ehemaligen Wirkungsstätte zum Geschenk gemacht hat. Das Brustbild zeigt La Croze am Tisch sitzend, von Büchern umgeben. Adolf Harnack hielt La Croze in seiner Akademie-Geschichte für den „unzweifelhaft gelehrtesten Mann, den Berlin besaß“[19]. Antoine Pesne unterstreicht in seinem Gemälde die außerordentliche Gelehrsamkeit des Franzosen, er zeigt gleichzeitig auch seine ungewöhnliche Fettleibigkeit. Obwohl La Croze 1723 zu Beginn der Regierungszeit Friedrich Wilhelm I. durch die Streichung der Haushaltsmittel für die Königliche Bibliothek plötzlich brotlos geworden war, muß er durch den Gewinn in einer Lotterie und durch Nebenbeschäftigungen seine wirtschaftliche Einbuße bald wieder wettgemacht haben. La Croze blieb zeitlebens unverheiratet und sorgte für einen Adoptivsohn.

Johann Erich Biester (1749–1816)

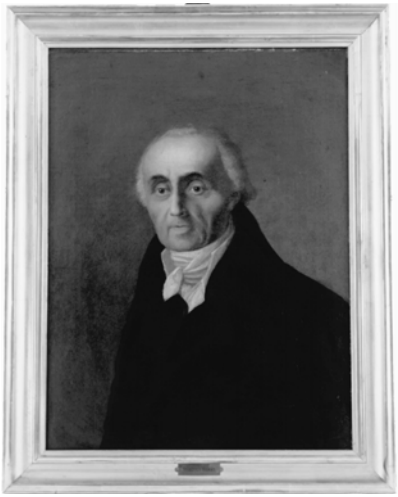


Jurist und Bibliothekar der Königlichen Bibliothek seit 1784 und seit 1794 ihr Leiter. Er wurde von dem Berliner Maler Ferdinand Collmann (1763–1837) im Jahre 1795 im Auftrage des Dichters Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) für dessen Bildnissammlung berühmter Zeitgenossen in Öl auf

19 Harnack, Adolf: Geschichte der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. T. I, 1, Berlin 1900, S. 173.

Holz porträtiert[20]. Gleims „Freundschaftstempel“ umfaßte in seinem Wohnhaus in Halberstadt schließlich 130 Bildnisse, alles Brustbilder in natürlicher Größe, die meisten in dem einheitlichen Maß von etwa 48 x 39 cm; Biesters Portrait beträgt 47,5 x 41 cm. Dieses Original hat, wie bereits erwähnt, Hedwig Huschke 1970 für die Deutsche Staatsbibliothek kopiert. Biester war einer der bedeutendsten Vertreter der Berliner Aufklärung. Gustav Parthey, ein Enkel seines Freundes, des Berliner Verlegers Friedrich Nicolai, schildert uns Biester in seinen „Jugenderinnerungen“ wie folgt: „Der Bibliothekar Biester, Nicolais genauester Freund, war ein kleiner, verwachsener Mann von vieler Lebhaftigkeit und kräftig tönender Stimme. Sein Kopf reichte bei Tische kaum über den Teller, dabei gestikulierte er viel mit den Händen und gebrauchte Messer und Gabel auf eine eigentümliche Weise.“[21] Ferdinand Collmanns Portrait läßt uns die körperlichen Gebrechen Biesters nicht ahnen; es vermittelt uns vielmehr seine geistige Lebendigkeit und Aufgeschlossenheit, seine große Bescheidenheit und Freundlichkeit, Charakterzüge, die seine Zeitgenossen an ihm gerühmt haben.

Friedrich Wilken (1777–1840)



Historiker und Orientalist, von 1817 bis 1840 Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek[22], wurde nach Erich Biehahn, wie bereits ausgeführt, um

20 Die Bildnisse im Gleimhaus. Bearb. v. Carl Becker und Gerlinde Wappler, Halberstadt 1965, S. 27, 49 u. 88.

21 Parthey, Gustav: Jugenderinnerungen. T.1, Berlin 1871, S. 44.

1830 von einem unbekannten Künstler porträtiert.[23] Das Datum kann stimmen. Das Ölgemälde auf Leinwand, 66 x 50 cm, hat vielleicht Wilkens Ehefrau Karoline (1783–1842), Tochter des bedeutenden Portraitmalers und Direktors der Akademie der Künste in Leipzig, Johann Friedrich August Tischbein (1750–1812), eines Vetters von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751–1829), des sogenannten „Goethe-Tischbein“, gemalt. Karoline hatte das Maltalent ihres Vaters geerbt, mit dem sie in den Zeiten der Not wesentlich zum Unterhalt ihrer Familie beigetragen hat. Von Karoline Wilken stammt die Zeichnung eines Altersbildes von Friedrich Wilken, die ihn als müden und kranken Mann, weit über seine Jahre gealtert, darstellt, in scharfem Gegensatz zu dem Portrait im Besitz der Staatsbibliothek aus der Zeit um 1830[24]. Im Frühjahr 1823 befiel Friedrich Wilken im 46. Lebensjahr, mitten in einer arbeits- und erfolgreichen Epoche seiner Tätigkeit, plötzlich eine ernste und bösartige Erkrankung, die ihn dann trotz zeitweiliger Besserung fast zwei Jahrzehnte bis zu seinem Tode gequält hat. Diese Krankheit wurde damals als Gicht mit Störungen des Denkvermögens bezeichnet, heute gilt sie wohl als eine Art schmerzhafter Schizophrenie. Wilkens Persönlichkeit hat sich nach der ersten Attacke dieser Krankheit stark gewandelt. Sein Biograph Adolf Stoll bezeichnet die Jahre seiner Kraft nur bis 1830 reichend. Auf dem Ölgemälde im Sitzungszimmer tritt er uns zwar schon grauhaarig, aber doch elegant gekleidet, auch noch energiegeladen entgegen. Das Bildnis läßt uns glauben, daß man ihn den „schönen Doktor“ genannt hat. Adolf Stoll schreibt: „Jahrelang erschien Wilken auch alltäglich, von seinem Mopse begleitet, um die Kaffeestunde in der Stehelyschen Konditorei am Gendarmenmarkte, wo er die Zeitungen las oder mit an ‚der scharfen Ecke’ saß, an der humorvoll aber auch scharf die Tagesereignisse wie die literarischen Erscheinungen besprochen wurden.“[25] Wie sein Vorgänger Johann Erich Biester und auch später sein Nachfolger im Amt Georg Heinrich Pertz bewohnte Friedrich Wilken mit seiner Familie die Dienstwohnung im Verwaltungsgebäude der Königlichen Bibliothek, Behrenstraße 40. Als er am 24. Dezember 1840 verstarb war er erst 63 Jahre alt.

---

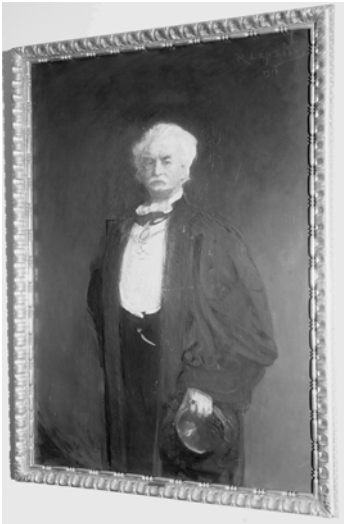
22 Stoll, Adolf: Der Geschichtsschreiber Friedrich Wilken, Cassel 1896.
23 Biehahn, Erich: Kunstwerke der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin 1961, S. 32.
24 Vgl. Paunel, Eugen: Die Staatsbibliothek zu Berlin, Berlin 1965, Abb. 31 u.S. 418.
25 Vgl. Paunel, Eugen: Die Staatsbibliothek zu Berlin, Berlin 1965, Abb. 44 u.S. 419.

Georg Heinrich Pertz (1795–1876)

Historiker und Begründer der Monumenta Germaniae historica, von 1842 bis 1873 Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek, wurde in Öl auf Leinwand 1923 gemalt. Das 74 x 62 cm große Brustbild fertigte seine in London lebende Tochter Florence nach einer Fotografie des alten Pertz an und machte dieses Gemälde der Preußischen Staatsbibliothek zum Geschenk. Pertz hatte zweimal Engländerinnen geheiratet. Aus der zweiten Ehe stammten zwei Töchter, die später in London lebten. Die Umgangssprache in der Familie war in Berlin nach seiner zweiten Eheschließung 1853 englisch. Bei allen seinen Verdiensten war er im Alter sehr eigensinnig, eigenwillig und despotisch gegenüber seinen Mitarbeitern. Die ihm eigene, mit der Zeit immer stärker werdende Starrheit machte ihn schließlich geistig stumpf. Es mußte ein ministerieller Druck auf ihn ausgeübt werden, bis er schließlich mit 78 Jahren nach einer über 30jährigen Amtszeit als Oberbibliothekar in den Ruhestand trat. Das Ölgemälde nach der Fotografie bringt gut zum Ausdruck, daß Pertz im Alter ein starrköpfiger und schwer zu behandelnder Mann gewesen sein muß. Der Historiker Georg Waitz (1813–1886) hatte den jungen Pertz 1836 groß, „mit ganz blonden Haaren, vollem Gesicht, freier Stirn und blauen Augen“ geschildert.[26] Im Ölgemälde seiner Tochter werden noch die blauen Augen hervorgehoben.

26 Breslau, Harry: Geschichte der Monumenta Germaniae historica, Hannover 1921, S. 223 (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 42).

Karl Richard Lepsius (1810–1884)

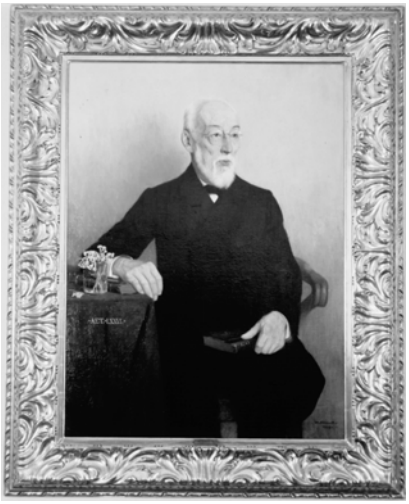


Begründer der Ägyptologie und bedeutender Gelehrter, von 1873 bis 1884 Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek, wurde 1908 im Auftrage des Preußischen Kultusministeriums von seinem Sohn, dem Berliner Kunstmaler Reinhold Lepsius (1857–1922) gemalt. Das Bildnis gelangte als Geschenk in die Bibliothek. Es ist ein Ölgemälde auf Leinwand mit den großen Maßen 200 x 120 cm. Das Kniestück von vorn zeigt Lepsius in der Professorenrobe. Mit 63 Jahren hatte er zur Sanierung seiner durch Immobilienspekulationen zerrütteten Vermögensverhältnisse das Bibliotheksamt übernommen, widmete jedoch die meiste Zeit seinem Amt als Direktor des Ägyptischen Museums. Die frühere, eher abschätzende Bewertung seiner Tätigkeit als Bibliotheksleiter wurde später durch ein positives Urteil revidiert. Heute gilt er auch aus bibliothekarischer Sicht als eine große, überzeugende Persönlichkeit. Reinhold Lepsius hat im Altersbildnis die überragende Autorität seines Vaters unterstrichen, die dieser als Gelehrter und auch in der Familie mit sechs Kindern gehabt hat.[27] Es ist dem Maler nach dem Tode des Dargestellten gut gelungen, die Charakteristik des berühmten Ägyptologen zum Ausdruck zu bringen, wie sie der Geschichtsschreiber der Friedrich-Wilhelms-Universität zu

27 Lepsius, M. Rainer: Richard Lepsius und seine Familie – Bildungsbürgertum und Wissenschaft, S. 27–52.

Berlin, Max Lenz, formuliert hat: „Ein Mann zum Herrschen geschaffen. Auf den Höhen des Lebens, zu denen er so rasch emporgehoben war, bewegte er sich mit der Sicherheit des geborenen Aristokraten. Voll Selbstgefühl, herb und oft abwehrend, zuweilen auch wohl ungerecht, war er doch im Grunde von weichem Empfinden und poetischen Sinnes; und vor allem, der Strenge, die er gegen andere übte, entsprach die Zucht gegen sich selbst; Wahrhaftigkeit war der Kern seines Wesens und das Fundament seiner kritischen Schärfe, die über der weitgespannten Zielsetzung niemals die Treue im Kleinen vergaß, ... rastlos schaffend, bis ihn die Schatten des Todes umfingen; ein Sieger, ein Glücklicher ... zu nennen ..., einer der großen unserer Korporation, dessen Name nicht verlöschen wird“.[28]

August Wilmanns (1833–1917)



Altphilologe und bewährter Direktor mehrerer Universitätsbibliotheken, von 1886 bis 1905 Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, wurde im Auftrage des Kultusministeriums 1909 von Prof. Moritz Röbbecke (1857–1916) porträtiert. – Althoff hatte Wilmanns bei seinem Ausscheiden aus dem Amt 1905 gefragt, ob er lieber ein Gemälde oder eine Büste von sich wünsche. Wilmanns hatte sich für ein Portrait entschieden. – Das Ölgemälde auf Lein-

28 Lenz, Max: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Bd. II/2, Halle 1918, S. 143.

wand gelangte als Geschenk an die Bibliothek. Es ist ein Kniestück von vorn und zeigt Wilmanns an einem Tisch sitzend. Die Maße des Bildes betragen 110 x 82 cm. Wilmanns war eine Herrennatur, von seinen Mitarbeitern auch als Pascha bezeichnet, und bemühte sich ständig, den strengen Vorgesetzten hervorzukehren. Er kränkelte in Berlin viel, um so mehr war es anzuerkennen, daß er in seiner Amtstätigkeit so viel Energie entwickelt hat. Fast zwanzig Jahre hat er mit fester Hand erfolgreich die Bibliothek geleitet und bis zuletzt in straffer Ordnung gehalten. Als Wilmanns im Ruhestand war, kam er den Mitarbeitern menschlich näher und wurde umgänglicher. Er war zeitlebens Junggeselle. Sein einstiger Mitarbeiter Hans Paalzow schrieb über Wilmanns: „Er wohnte im Berliner Westen, nahe dem Tiergarten drei Treppen hoch in einem alten Hause, von dessen Fenstern er auf die Wipfel der hohen Platanen und Kastanien sehen konnte, die den Spreekanal umsäumten. Mit der Straßenbahn, die in der ersten Zeit noch mit Pferden betrieben wurde, fuhr er zur Bibliothek. Die Vorortbahnen erfreuten sich nicht seines Wohlwollens.“[29] Von Hans Paalzow stammt auch eine Stellungnahme zu dem Ölgemälde des 76jährigen Wilmanns: „Der Maler Prof. Röbbecke hat ein wohlgelungenes Portrait geschaffen; nur schade, daß Wilmanns inzwischen immer greisenhafter geworden war. Der Künstler hat ihn dargestellt, wie er in schlichtem schwarzen Rock an einem Tische sitzt, neben sich ein Glas mit Schlüsselblumen. Über seine müden, abgemagerten Züge geht ein mildes Lächeln, und die Gichtknochen an den Fingern deuten allerlei Beschwerden des Alters an“.[30] Außer an Gicht und Ischias litt Wilmanns in seinen letzten Jahren viel an Erkältungen; er war fast ganz erblindet.

---

29 Paalzow, Hans: August Wilmanns, Generaldirektor der Königlichen Bibliothek in Berlin. Ein Bild seines Lebens zum 25. Todestag, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 60 (1943), S. 131.

30 Ebenda, S. 127.

Friedrich Theodor Althoff (1839–1908)

Jurist und Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium, wurde 1909 von dem Düsseldorfer Maler Franz Kiederich (1873–1950) in Öl auf Leinwand gemalt. Das große Bild von 135 x 105 cm entstand nach Althoffs Tode nach einer Fotografie. Es war von dem Vortragenden Rat im Kultusministerium, Dr. jur. Ernst Eilsberger, in Auftrag gegeben worden, der es dann der Witwe geschenkt hat. Es ist ein Kniestück von vorn und zeigt Althoff am Schreibtisch sitzend. Volle 25 Jahre, von 1882 bis 1907, war Althoff für die wissenschaftlichen Bibliotheken in Preußen zuständig und ließ dabei der Königlichen Bibliothek eine besondere Förderung angedeihen. Er war ungeheuer arbeitsam, energiegeladen, phantasiebegabt und impulsiv, aber auch nicht frei von selbstherrlichen Anwandlungen, von Rücksichtslosigkeit und cholerischen Ausbrüchen. Diese widersprüchlichen Charakterzüge läßt uns der Maler in dem Portrait ahnen. Aus einem im Archiv der Staatsbibliothek erhaltenen Briefwechsel von Dr. Ernst Eilsberger und später seines Sohnes, H. Eilsberger aus Düsseldorf, mit der Leitung der Staatsbibliothek aus der Zeit vom 30. Dezember 1946 bis 20. Dezember 1956 erfahren wir interessante Details über das Schicksal des Ölbildes. Als Frau Althoff 1925 verstarb, vermachte sie das Portrait ihres Mannes der Preußischen Staatsbibliothek, wohin es auch gelangt ist. Bald nach dem Tode Althoffs hatte sich ein Komitee zur Aufbewahrung und Erschließung seines Nachlasses gebildet, dem Dr. Ernst Eilsberger, Adolf von Harnack, Friedrich Schmitt-Ott und andere Persönlichkeiten angehörten. Dr. Eilsberger entdeckte 1932 zufällig in einem,

wie er schreibt, sogenannten Abstellzimmer der Staatsbibliothek das Althoffbild. Es war wahrscheinlich nicht aufgehängt worden. Nach Verhandlungen mit der Bibliotheksleitung ging das Portrait für die Dauer seines Lebens in seinen Besitz über; er hängte es in seinem Privathaus auf. Als das Gebäude in Zehlendorf 1943 einen ersten Bombenschaden erlitt, gelang es ihm, das Bild mit Unterstützung des Generaldirektors Hugo Andres Krüss im Panzerkeller des Reichwirtschaftsministeriums unterzubringen, wohin, wie schon berichtet, die Preußische Staatsbibliothek ihre eigenen Kunstwerke geschafft hatte. Im Herbst 1945 wurde auch das Ölbild Althoffs aus dem Panzerkeller unbeschadet in das stark zerstörte Bibliotheksgebäude überführt und lagerte dort noch im Januar 1947 in einem der Keller. Dr. Ernst Eilsberger hatte testamentarisch bestimmt, daß das Bild nach seinem Tode an die Staatsbibliothek Unter den Linden zurückzugeben sei. Sein Sohn H. Eilsberger suchte nach dem Ableben des Vaters das Portrait und wandte sich an die Staatsbibliothek. Mit Schreiben vom 20. Dezember 1956 teilte ihm Horst Kunze mit, daß „das Bild Friedrich Althoffs ... im Zimmer des Direktors der Auskunftsabteilung aufgehängt ist.“ Wie bereits mitgeteilt, wurde Althoffs Bildnis 1958 in die Gemäldegalerie ehemaliger Bibliotheksdirektoren aufgenommen.

Adolf von Harnack (1851–1930)

Theologe und der bedeutendste Gelehrte an der Spitze der Königlichen Bibliothek, später Preußischen Staatsbibliothek, wurde im Frühjahr 1923 im Auf-

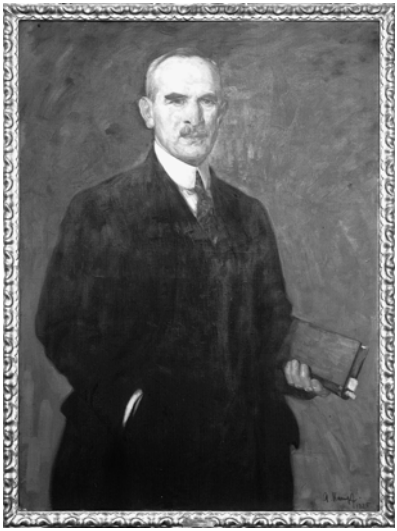
trage des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung von Prof. Fritz Rhein (1873–1948) in Öl auf Leinwand gemalt. Das Gemälde ist ein Kniestück, sitzend, Halbprofil nach rechts, und hat die Maße 110 x 81 cm. Es wurde im gleichen Jahr der Bibliothek geschenkt. Der Maler Fritz Rhein hat sicher bei seinem Gemälde Anregungen durch die Portraitaufnahme des renommierten Fotografen Rudolf Dührkopp erhalten, der in Berlin, Unter den Linden, ein „Atelier für künstlerische Kamerabilder" betrieb. Das repräsentative Lichtbild ist nicht datiert, muß aber vor 1914 entstanden sein. Es wurde von Hella Reelfs eingehend beschrieben. Ihre Details treffen zum großen Teil auch auf das Ölgemälde des älteren, nun schon im Ruhestand befindlichen Harnack zu. Auch Fritz Rhein hat den Gelehrten nicht in Festtagskleidung dargestellt, sondern in der damals typischen alltäglichen Professorentracht, im Gehrock mit Weste und Chemisett mit hohem Stehkragen. Er sitzt betont senkrecht. Dem Sitzmotiv wird auch im Bildnis, nach Hella Reelfs, „durch das übergeschlagene Bein und die zwanglos übereinandergelegten Hände ein Zug von Weitläufigkeit gegeben, der ihm bei aller Bescheidenheit des Auftretens eigen gewesen sein muß."[31] Auf dem Portraitfoto von Rudolf Dührkopp wie auf dem Gemälde von Fritz Rhein, aber auch auf anderen Abbildungen, fällt uns die für Harnack charakteristische Pose der übereinandergelegten Hände auf. Sein langjähriger Mitarbeiter Emil Jacobs schildert diese Pose sogar im Nekrolog auf Adolf von Harnack bei einer Sonnabend-Beratung mit den wissenschaftlichen Beamten: „Raschen Schrittes betrat Harnack an solchen Sonnabenden kurz nach ein Uhr den damaligen Schausaal, an der Schmalseite unter dem großen Fenster nahm er seinen Platz, die Hände fest zusammengelegt – die innere Konzentration versinnbildlichend – sprach er zu seinen Beamten."[32] Das Gemälde von Harnack muß im September 1923 in der Preußischen Staatsbibliothek aufgehängt worden sein. Wir lesen nämlich im Berliner Lokal-Anzeiger vom 15. September 1923 folgende Notiz: „Rheins Harnack-Bildnis in der Berliner Staatsbibliothek. Das Bildnis, das Prof. Fritz Rhein in diesem Jahre von Adolf von Harnack gemalt hat, ist jetzt in der Preußischen Staatsbibliothek aufgehängt worden. Das Portrait des früheren Generaldirektors der Staatsbibliothek, das den großen Gelehrten in seiner geistigen Bedeutung mit scharfer Charakteristik und farbiger Zurückhaltung darstellt, im sogenannten Kniestück gehalten, ist auf der letzten Frühjahrsausstellung der Berliner Akademie der Künste all-

31 Reelfs, Hella: Die Bildnisse Adolf von Harnacks und Max J. Friedländers von Georg Kolbe, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 14 (1977–1979), S. 293–295.

32 Jacobs, Emil: Adolf von Harnack †, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 47 (1930), S. 373.

gemein bekannt geworden.“ Es fand, wie bereits berichtet, nach dieser Notiz seinen Platz in einem Raum, „der schon eine Reihe bedeutender Gelehrten-Bildnisse, allermeist solche früherer Generaldirektoren der Bibliothek vereinigt“.[33] Nach Aussagen von Kunstexperten ist es ein besonderes Meisterwerk des bedeutenden Berliner Portraitisten Fritz Rhein. Zum Glück hat es den Zweiten Weltkrieg unbeschadet überdauert, denn aus einem Brief des Malers vom 30. Januar 1948 aus Heeren bei Unnar an Rudolf Hoecker erfahren wir: „Der größte Teil meiner Arbeiten ist 1943 bis 45 verbrannt oder verschwunden“.[34]

Fritz Milkau (1859–1934)



Philologe und Bibliothekswissenschaftler, von 1921 bis 1925 Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, wurde 1925 von Arthur Kampf (1864–1950) im Auftrage des vorgesetzten Ministeriums gemalt. Das Ölgemälde auf Leinwand, 110 x 83 cm, ist ein Kniestück von vorn, stehend. Das Bildnis gelangte als Geschenk in die Bibliothek. Milkau war zu Lebzeiten die unbestritten führende Gestalt im deutschen Bibliothekswesen. Der Kirchenhistoriker Erich Seeberg schildert Milkau im Alter: „Die Gestalt blieb

33 Berliner Lokal-Anzeiger. Abendausgabe v. 15.9.1923, S. 2.
34 Archiv der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz.

schlank, das Auge hell und der Puls des inneren Lebens frisch, und nur die Behutsamkeit des Urteils konnte den Jüngeren an die Reife der Jahre dessen erinnern, mit dem er sprach.“[35] So hat auch der Maler Arthur Kampf die hohe, elegante Gestalt Fritz Milkaus eingefangen. Als besonders charakteristisch hat Kampf sein spezielles Verhältnis zum Buch dargestellt. Erich Seeberg schrieb dazu: „Man muß Milkau einmal gesehen haben, wie er ein altes oder feines Buch in die Hand nahm, vorsichtig, liebevoll, streichelnd, wie ein anderer zerbrechliches Porzellan aus Meißen oder Kopenhagen anfaßt. Es ist der Sinn für die Form, der seine Person gestaltet und ihn auch in der letzten Krankheit nicht verlassen hat, der ihn das Buch hat lieben lassen. Es war ihm mehr als das Handwerkszeug, das man nach seiner Benutzung gleichgültig weglegt; es war für ihn das kleinste Denkmal einer Zeit, Reliquie der Geschichte, versinnlichter Geist! Und wenn dieser Mann Bibliothekar war, so war er es im höchsten Sinn, nämlich als Künstler.“[36] Unbekannt war bis vor kurzem eine um 1926 entstandene sehr gelungene Bronzebüste Fritz Milkaus des Berliner Bildhauers Prof. Constantin Starck (1866–1939), die auf der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste 1926 in Berlin gezeigt worden ist.[37] Die Büste stellte Milkau dar mit schmalem Kopf, gebogener Nase, buschigen Brauen und einem kleinen Oberlippenbart. Sie endete unter dem Halsrand und war auf einem viereckigen Marmorsockel montiert. Diese Büste ist nie in die Bibliothek gelangt. Prof. Constantin Starck hatte 1915 die Kolossalstatue der „Wissenschaft“ auf der rechten Seite des Eingangsportals der Staatsbibliothek geschaffen, eine männliche allegorische Figur in bodenlanger Toga mit Büchern in der Hand. Der Standort der Milkau-Büste ist bis heute unbekannt. Wie uns Sabine Hannesen 1993 in ihrer verdienstvollen Arbeit über den Bildhauer Constantin Starck mitteilte, fielen dem Zweiten Weltkrieg „die meisten der über 200 nachweislichen Arbeiten zum Opfer, etwa 40 sind noch erhalten“.[38] Wahrscheinlich gehört zu den Verlusten auch die Bronzebüste von Fritz Milkau.

---

35 Seeberg, Erich, in: Fritz Milkau zum Gedächtnis, S. 13.
36 Ebenda, S. 11.
37 Hannesen, Sabine: Der Bildhauer Constantin Starck (1866–1939). Leben und Werk, Frankfurt/Main u. Berlin 1993, S. 497.
38 Ebenda, S. 496.

Horst Kunze (1909–2000)

Germanist, Romanist und bedeutender Buchwissenschaftler, von 1950 bis 1976 Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek, wurde 1969 im Auftrage des vorgesetzten Hochschulministeriums von der Hallenser Kunstmalerin Hedwig Huschke (1900–1987) gemalt. Das Ölgemälde gelangte anläßlich des 60. Geburtstages des Dargestellten als Geschenk an die Bibliothek. Das Brustbild in Öl auf Leinwand mit den Maßen 74 x 62 cm zeigt Horst Kunzes Gesicht nach rechts gerichtet. Meisterhaft gelungen sind der Malerin seine ausdrucksvollen braunen Augen. – Hedwig Huschke hat auf vielen ihrer Portraits gerade besonders den Augen der Dargestellten ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet. – Kunze blickt auf seinem Bildnis gütig, aber auch etwas müde. Bei näherem Hinsehen fällt auf, daß sein Oberkörper ziemlich lang geraten ist.

Kunze hatte, trotz anregender Gespräche mit der Malerin am Rande, nicht die Ausdauer für die nötigen Sitzungen, so daß er schließlich seinen wissenschaftlichen Sekretär Peter Maaß, gebeten hat, für ihn Modell zu sitzen. Dieser war aber bedeutend größer als sein Chef und hatte andere Proportionen.

Friedhilde Krause (geb. 1928)

Slawistin und Bibliothekswissenschaftlerin, von 1977 bis 1988 Generaldirektorin der Deutschen Staatsbibliothek, wurde im Frühjahr 1989 von dem russischen Kunstwissenschaftler und Maler Dr. Lev Fedorovic D'jakonicyn (geb. 1931)[39] in privatem Auftrag während eines Aufenthaltes in Moskau gemalt. Ich schenkte dieses Brustbild, wie bereits erwähnt, 1993 der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Das Gemälde hat die Maße 30 x 25 cm und wurde in Öl auf Karton in moderner Maltechnik hergestellt. Das Gesicht ist nach rechts gewandt, mit Brille. Der Maler hat das Bildnis in etwa drei Stunden gefertigt und selbst nur als Skizze bewertet. Er wollte noch Korrekturen an den Augen und dem Mund vornehmen; dafür blieb aber keine Zeit, denn sein Modell mußte am nächsten Tag nach Berlin zurückkehren. Trotzdem ist Charakteristisches getroffen. Der leuchtend rote Pullover, die schwarz-weiß gestreifte Bluse und der gelbe Hintergrund des Bildnisses bringen Farbe in die sonst vorwiegend in gedämpften Tönen gehaltene Männergalerie.

Seit einigen Jahren wartet dieses einzige Frauenportrait im Rudolf-Hoecker-Saal nun geduldig auf ein weiteres Ölgemälde als freundlichen Partner aus letzter Zeit und will die Hoffnung nicht aufgeben. Die Nachfolger im Amt sind bisher aber alle als Fotografie erschienen.

39 Seit 1976 stellte Dr. L. F. D'jakonicyn wiederholt aus, darunter auch in Deutschland und Dänemark.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 89–108*

Am 16. Januar 2003 gedachte die Leibniz-Sozietät im Plenum Theodor Mommsens, der vor 100 Jahren, im Dezember 1902, für seine "Römische Geschichte" den Nobelpreis für Literatur erhielt, und dessen Todestag sich am 1. November 2003 zum hundertsten Male jährt. Die dort gehaltenen und hier veröffentlichten drei Vorträge erinnern an den Historiker, den Juristen und den Wissenschaftsorganisator Mommsen.

Armin Jähne

Theodor Mommsen. Seine „Römische Geschichte“[1]

„Meine Leipziger Jahre waren die schönsten meines Lebens, das Aufblühen aller Kräfte des Geistes und des Herzens. Aber es mag wohl dort sehr anders geworden sein“, schrieb Theodor Mommsen – achtzigjährig – an Erich Marcks, „meine Leipziger Welt ist versunken“.[2] 1848, im Herbst des Revolutionsjahres, hatte er an der Leipziger Universität eine außerordentliche Professur für Römisches Recht erhalten.[3]

Dort in der Messestadt war der politisch streitbare Hochschullehrer Mommsen dem demokratisch-liberalen DeutschenVerein beigetreten. Er ließ sich auch in die Kommunalgarde aufnehmen und exerzierte in deren Reihen fleißig mit der Waffe.[4] Ende 1848, als sich die bürgerlich-demokratische Revolution im Würgegriff der monarcho-feudalen Reaktion befand, erschien ein aus seiner Feder stammender, anonym herausgegebener, populärer Kommentar zu den eben in der Frankfurter Nationalversammlung verkündeten Grund-

1 Der Vortrag wurde in seinem letzten Teil unter Berücksichtigung der an den Referenten gerichteten Anfragen, u. a. von W. Küttler und W. Schmidt, überarbeitet.

2 Brief an Erich Marcks vom 20. Januar 1896 (zitiert nach L. Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. III: Wanderjahre, Frankfurt/Main 1969, S. 32, 431 Anm. 1 (Erich Marcks, Historiker in Leipzig).

3 L. Wickert, 1969, III, S. 25; S. Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie, München 2002, S. 58.

4 L. Wickert, 1969, III, S. 155, 173; zum Deutschen Verein und Mommsen S. Rebenich, a.a.O., S. 63–65.

rechten des deutschen Volkes, der reißenden Absatz fand.[5] Während des Dresdener Maiaufstandes 1849 trieb die revolutionäre Stimmung auch in Leipzig einem Höhepunkt zu. Mommsen, der nicht abseits stehen konnte, wurde Mitglied des Ausschusses der zeitweilig gemeinsam auftretenden Leipziger politischen Vereine.[6] In zugespitzter Situation rief er mit anderen zu einer Volksversammlung auf (am Blumenberge), die aber nicht zustande kam. Er brach schon bald mit den radikalen Demokraten, rügte den „souveränen Unverstand" der sächsischenVolksvertreter, distanzierte sich von den „Niederträchtigkeiten" des Volkes, insbesondere des „Pöbels", und war ein erklärter Feind jeglicher Anarchie.[7] Nach den Maiereignissen fand der leidenschaftliche Mann im für ihn wichtigen „Fliegenden Blatt aus Sachsen" mit seiner liberalen bis links-liberalen Orientierung ein weiteres Feld politischer Betätigung.[8]

Mommsens politische Aktivitäten, immer auf der Linie der Frankfurter Nationalversammlung liegend und gerichtet auf die Schaffung eines einheitlichen Nationalstaates bzw. die Annahme der deutschen Reichsverfassung durch die sächsische Regierung, führten Ende 1849 zu einem Ermittlungsverfahren gegen ihn und seine Freunde Moriz Haupt[9] und Otto Jahn[10]. Es unverzüglich niederzuschlagen, wäre durchaus möglich gewesen, wenn die drei Betroffenen um Gnade nachgesucht und erklärt hätten, künftig nicht mehr politisch tätig zu werden. Das aber wollten sie nicht, und so wurden – bei Freispruch für Jahn – Haupt zu einem Jahr und Mommsen zu neun Monaten Landesgefängnis verurteilt. Im Januar 1851 erfolgte in zweiter Instanz ihre Rehabilitierung. Auch sie wurden freigesprochen. Dennoch kam es am 22. April 1851 auf Weisung des sächsischen Ministeriums des Cultus und öffent-

---

5 Die Grundrechte des deutschen Volkes. Mit Belehrungen und Erläuterungen, Leipzig 1849 (Neudruck Frankfurt/Main 1969); dazu L. Wickert, 1969, III, S. 153.

6 Zu Mommsens Ausschußmitgliedschaft siehe L. Wickert, 1969, III, S. 155f.; auch S. Rebenich, a.a.O., S. 66.f.

7 L. Wickert, 1969, III, S. 156 (zur für Wickert tadelnswerten Sache mit der Volksversammlung am Blumenberge), 158f., 487 Anm. 16 (u.a. über Mommsens Verhältnis zu den Radikalen).

8 Zum „Fliegenden Blatt aus Sachsen", von dem neun Nummern erschienen sind, und der publizistischen Mitarbeit Mommsens siehe L. Wickert, 1969, III, S. 160–167 (hier wie in den Briefen an Freunde und den Bruder Tycho treten Mommsens politische Ansichten klar hervor).

9 Moriz Haupt (1808–1874): klassischer Philologe und Germanist, vorzüglicher Textkritiker.

10 Otto Jahn (1813–1869): Archäologe, klassischer Philologe, Musikwissenschaftler (berühmt wurde seine vierbändige Mozartbiographie).

lichen Unterrichts zur Entlassung von Haupt, Jahn und Mommsen aus der Leipziger Universität.[11]

In dieser gesellschaftspolitisch wie von seiner engagierten persönlichen Parteinahme her doppelt bewegten Zeit trat Mommsen 1849 mit einem offenbar zeitbezogenen Vortrag über die Gracchen an die Leipziger Öffentlichkeit. Unter den Zuhörern befanden sich auch Karl Reimer und Salomon Hirzel, die beiden Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung. Stark beeindruckt vom Inhalt und wohl nicht weniger vom Modus seiner Darlegungen, müssen sie Mommsen wenig später den Vorschlag gemacht haben, eine auf zwei Bände berechnete, allgemein verständliche „Römische Geschichte“ zu verfassen.[12] Reimer und Hirzel gehörten zu seinem engeren Freundeskreis, zu jenen „sieben Kerlen“ oder „sieben Weisen“, die eine fröhliche Geselligkeit pflegten und auf dem „Saufgefäß“, einem Erinnerungsbecher an die Leipziger Jahre, „abkonterfeit“ waren.[13] Der Verlagsvertrag ist am 1. Oktober 1850 abgeschlossen worden,[14] doch bereits im Oktober 1849 teilte Mommsen seinem Freund Wilhelm Henzen[15] in Rom mit: Ich habe „halb und halb oder eigentlich mehr als halb es übernommen, eine (lesbare, notenlose) römische Geschichte zu schreiben und habe mich vorläufig in das Studium der Kaiserzeit vertieft“.[16] Im Juni des nächsten Jahres äußerte er sich noch einmal Henzen gegenüber: „Überdies habe ich teils meiner Subsistenz wegen, teils weil die Arbeit mich sehr anmutet, zugesagt und wirklich angefangen, eine lesbare, nicht allzu ausführliche römische Geschichte – Darstellung, nicht Untersuchung – zu schreiben. Zu solchen Arbeiten ist wahrlich hohe Zeit“.[17]

11 Zum Prozeß und der Entlassung aus der Universität sehr gründlich L. Wickert, s. 173–186; auch kurz S. Rebenich, a.a.O., S. 69–71.

12 L. Wickert, 1969, III, S. 399; zu diesem Freundeskreis auch S. Rebenich, a.a.O., S. 60f.; A. Wucher, Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik, Göttingen etc. 1968 (2. neubearb. Aufl.), S. 31; K. Christ, Von Gibbon zu Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit, Darmstadt 1989, S. 106 spricht zu Recht vom „Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände“, die zur Entstehung der „Römischen Geschichte“ führten.

13 L. Wickert, 1969, III, S. 35–39.

14 L. Wickert. 1969, III, S. 399; S. Rebenich, a.a.O., S. 61.

15 Wilhelm Henzen (1816–1887): Archäologe, am Archäologischen Institut (von Preußen getragen) in Rom tätig.

16 Brief vom 17. Oktober 1849 an Henzen, zit. nach L. Wickert, 1969, III, S. 618 Anm. 1; ähnlich ebenda, Anm. 2 an den Bruder Tycho am 18. Oktober 1849: „Ich habe mich halb und halb entschlossen, eine lesbare röm. Geschichte (in 2. Bdn.) zu schreiben und daher diese Ferien viel Kaisergeschichte getrieben“. Der Brief an Henzen auch bei O. Hirschfeld, Gedächtnisrede auf Theodor Mommsen, in: Kleine Schriften, Berlin 1913, S. 945.

17 Brief vom wohl 2. Juni 1850 an Henzen, zit. nach L. Wickert, 1969, III, S. 619 Anm. 3; auch bei O. Hirschfeld, a.a.O., S. 945.

Damit sind die ungewöhnlichen äußeren Umstände umrissen, die das Projekt der „Römischen Geschichte“ möglich werden ließen: Zum einen gab es einen interessierten Verleger, und zum anderen mit Mommsen einen willigen und fähigen Autor, den zwar existentielle Probleme zu dieser Schreibarbeit zwangen, denn der Verlust der Leipziger Professorenstelle war zu erwarten und die nächste Zukunft schien unsicher, so dass ein gewisser Freiraum entstand, der zugleich aber genügend Lust verspürte, sich dieser herausfordernden Aufgabe anzunehmen. Als Mommsen dem Vorschlag der beiden Verleger zustimmte, mußte er bei seiner Erfahrung wissen, worauf er sich einließ.

Das Werk war, er sagte es selbst ausdrücklich, keine Untersuchung sondern eine Darstellung, die auf Fußnoten verzichtete und damit die unmittelbare Nachprüfung der Fakten, der erschlossenen Zusammenhänge und getroffenen Wertungen durch den Leser erschwerte. Es sollte sich über den engeren Kreis der Fachgenossen hinaus an das breitere Bildungsbürgertum wenden, bei dem Mommsen ein bestimmtes Maß an historischen Kenntnissen, sogar Quellenkenntnissen (man denke nur an Cicero oder Cäsar), voraussetzen konnte, und natürlich an die Lernenden und Studierenden.[18] Die gewünschten Art und Form der Darstellung erlaubten dem Verfasser größere Freiheiten historischen Urteils, ohne deshalb die historisch-kritische Methode bei der Rekonstruktion der römischen Geschichte aus den Quellen ganz zu vernachlässigen. Die Freiheit, sich ergreifen zu lassen vom grandiosen Aufstieg Roms und sich zwangloser mit den Veränderungen und dem wechselnden Spiel der politischen Kräfte in der römisch-italischen Gesellschaft befassen zu können, barg jedoch die Gefahr in sich, dass die gerade von den Altertumswissenschaftlern geforderte und beanspruchte kühle Objektivität wissenschaftlichen Forschens von der subjektiven Betrachtungsweise des Autors bzw. den Stimmungen des feurigen, sich kontemporär einmischenden Historikers Mommsen überdeckt zu werden drohte. Hinzu kam, dass die eigenen Erfahrungen der Jahre 1848/1849, die Umstände der mißglückten bürgerlich-demokratischen Revolution, das deutsche und eben auch europäische Zeitgeschehen wie eine zusätzliche Stimulanz wirkten und seinen Blick auf die römische Vergangenheit besonders schärften.

Mommsen besaß den Mut, eine in diesem Sinne „moderne“, eine römische Geschichte mit deutlich zeitgeschichtlichem Hintergrund zu schreiben. Im Juni 1854 erschien der erste Band, der zweite und dritte folgten im Dezember

18 Dazu auch L. Wickert, 1969, III, S. 411f.

1855 bzw. im Frühjahr 1856. 1885, nach dreißig Jahren erst, wurde der fünfte Band veröffentlicht, eine Kultur- und Sozialgeschichte der römischen Provinzen und eigentlich selbständige Monographie, die weder inhaltlich noch in Schwung und Stil an die ersten drei Bände anknüpfte. Es waren sicherlich unternehmerische Überlegungen, die den Verlag bewogen, das Buch als 5. Band der „Römischen Geschichte“ zu zählen.[19] Den vierten Band, welcher der römischen Kaiserzeit vorbehalten war, ist Mommsen uns schuldig geblieben.[20]

Das Werk – die ersten drei Bände - sollte den Meister loben. Es verkaufte sich gut[21] und fand von vielen Seiten, ob seiner Verständlichkeit, Originalität und wegen der kraftvollen, künstlerischen Sprache, Anerkennung und Zustimmung.[22] Aber es meldeten sich auch die Kritiker zu Wort. Nicht wenige von Mommsens Zeitgenossen und Fachkollegen, Freunde wie Gegner, hegten ernste Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Geschichtsdarstellung. Sie bemängelten die zu große Nähe von Vergangenheit und Gegenwart,

19 Zum 5. Band siehe K. Christ, a.a.O., S. 115f.; S. Rebenich, a.a.O., S. 89f.

20 Warum Mommsen den 4. Band, d.h. die Geschichte der römischen Kaiserzeit nicht geschrieben hat, scheint L. Wickert, Festvortrag: Theodor Mommsen – Größe und Grenzen, in: Theodor Mommsen. 1817–1967 (Festakt im Christianeum am 30. November 1967), Hamburg 1968, S. 18 am klarsten erkannt zu haben: Zuerst wollte er eine Pause einlegen; dann verlor sich die frische Leidenschaft, mit der die ersten drei Bände verfaßt worden waren; die Sicht auf die römische Vergangenheit hatte sich mit Sicherheit geändert; hinzu kamen der Anspruch, nicht hinter der Leistung der ersten drei Bände zurückstehen zu wollen, und die Verzagtheit, es so nicht mehr schaffen zu können. Nicht viel anders, wenngleich stärker auf ein „Unbehagen“ Mommsens zugespitzt, es mit E. Gibbons History of the Decline and Fall of the Roman Empire (1776–1788) aufnehmen zu müssen, bei W. Nippel, Der Begründer der modernen Althistorie: Edward Gibbon, in: H.W. Blanke et al. (Hrsg.), Dimensionen der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute, Köln etc. 1998, S. 219f.; auch S. Rebenich, a.a. O., S. 85, 89, 96. Zur Rekonstruktion des 4. Bandes V. Ehrenberg, Th. Mommsens Kolleg über Römische Kaisergeschichte, in: Heidelberger Jahrbücher 4, 1960, S. 94–107 und besonders Theodor Mommsen, Römische Kaisergeschichte. Nach den Vorlesungs-Mitschriften von Sebastian und Paul Hensel 1882/1886, hg. von B. und A. Demandt, München 1992.

21 Noch im November 1856/1857 wurde die zweite Auflage gedruckt, 1868 erschien die fünfte und in Mommsens Todesjahr 1903 war die neunte Auflage auf dem Markt.

22 Drei Meinungen sollen als Beleg genügen: August Roßbach (1823–1898), Philologe und Archäologe, Tübingen „gesteht“ im Brief vom 3. Mai 1858 an Mommsen „offen“, sein Geschichtswerk habe „eine neue Epoche begründet“ und... „Ihre historische Methode ist aber auch ein Vorbild für alle alte Geschichte“. Friedrich Ritschl (1806–1878), klassischer Philologe, Bonn, im Brief vom 24. April 1856 an Mommsen (Brief aus Wiesbaden): „Lassen Sie es mich in der schlichtesten und banalsten Form sagen, dass solche Geschichtsschreibung noch nicht dagewesen und so bald auch nicht wiederkommen wird“. Der Bruder Tycho vermeldet am 30. April 1856 aus Oldenburg, dass die Primaner hier „im vollen Raptus über Deine Geschichte Dich vergöttern, und die Lehrer desgleichen...“ (alle Briefstellen zitiert nach L. Wickert, 1969, III, Anm. 0/65, 92, 95, S. 630, 636f.).

drückten ihre Bedenken über Mommsens individualistische und subjektivistische Behandlung der Römischen Historie und ihrer Protagonisten aus. Im Brief vom 11. Januar 1856 an Johann Gustav Droysen bemerkte Wilhelm Arendt über den zweiten Band der „Römischen Geschichte“ und ihren Verfasser: „Das Buch zieht ungemein an, hat treffliche Partien aber er modernisiert mir zu sehr die Römer. Ich möchte ihn zuweilen weniger geistreich; er würde wahrer sein. Der Parallelismus liegt in der Natur der menschlichen Dinge, unter Mommsens Händen aber wird er Identität und das ist es nicht“.[23] Auch Henzen beanstandete, dass ihm „mitunter der Ton etwas zu modern ist, dass Sie etwas zu viel moderne Ausdrücke gebrauchen und auf moderne Verhältnisse anspielen. Freilich wird das Buch dadurch lebendig und unterhaltender, oder, wenn Sie verzeihen, pikanter“.[24] Im Dezember 1854 mahnte Freund Jahn angesichts des ersten Bandes: „Ich wollte, Du könntest Dich der Seitenblicke auf unsere Zeit enthalten. Ich meine natürlich nicht die Parallelen, welche die römischen Dinge erläutern, darin hast Du ganz bewunderungswürdige Dinge geleistet und oft das hellste Licht in größter Kürze bewirkt; sondern die, wo Du eigentlich nur auf die Gegenwart ein Streiflicht fallen läßt“.[25]

Mommsen hat in der Tat, wie Albert Wucher in seinem beispielhaften Buch über dessen Geschichtsschreibung herausstrich, „die römische Geschichte in die moderne Sprache und Begrifflichkeit übersetzt, ja... in die Vorstellungswelt des mit der Historie nicht vertrauten Volkes übertragen“.[26] Mommsen spricht vom Kapital und seiner Zentralisierung, von kaufmännischen Kapitalien, Kapitalmacht, steigender Kapitalmasse, Kapitalisten, sogar bedeutenden Kapitalisten, Kapitalistenwirtschaft, Kapitalistenpartei und Bankiers[27] oder von Kommunisten und der „despotisch-kommunistischen Zentralisation der ägyptischen Volkswirtschaft“.[28] Freie „Bittpächter“, so heißt es, machten die große Masse des Proletariats aus. Unterschieden werden agricolae bzw. „hauptstädtisches Gassenproletariat“.[29] Mommsen verwendet Begriffe wie Industrie,

23 Johann Gustav Droysen. Briefwechsel, hrsg. von R. Hübner, Bd. 2: 1851–1884, Berlin/Leipzig 1929, S. 389.
24 Brief vom 27. Oktober 1854 an Mommsen, zit. nach L. Wickert, 1969, III, Anm. 0/52, S. 627.
25 Theodor Mommsen – Otto Jahn. Briefwechsel 1842–1868, hrsg. von L. Wickert, Frankfurt/Main 1962, S. 192f. (Brief an Mommsen vom 13. Dezember 1854).
26 A. Wucher, a.a.O., S. 41.
27 Die Belege werden angegeben nach Th. Mommsen, Römische Geschichte, Bd. 1, 7. Aufl., Berlin 1881, Bd. 2 und 3, 4. Aufl. Berlin 1866 (zit. als RG I, II und III); übrigens nehmen die Modernismen im 3. Band merklich ab. RG I, S. 189, 265, 267, 445, 828, 834, 843, 851; II, S. 75, 77, 79, 81, 401; III, S. 68, 100f., 163.
28 RG III, S. 152, 456.
29 RG I, S. 191, 267; II, S. 80, 115; 118; III, S. 77, 78.

Junker und Junkertum, Pfaffen, Pfennigkollekte, Reiterschwadron und Freicorps.[30] Aus Konsuln werden „ordentliche Gemeindevorsteher“,[31] aus Prokonsuln Vögte,[32] aus *mercatus* (Handelsplätzen, Märkten) werden Messen[33] und die Stadt Tarent wird zur Kaufmannsrepublik.[34] Vermerkt wird das Fehlen einer „Zunft der Eisenarbeiter“.[35] Es gibt Gemeindeversammlungen und den Gemeinderat,[36] die feste Verbindung von Markt und Rathaus als allgegenwärtiges Bild,[37] es gibt die „latinische“ und „italische Eidgenossenschaft“,[38] eine Bürger- und Landwehr,[39] eine „spanische Guerilla“,[40] römische Pflanzer auf Sizilien[41] oder es trat im 1. Jh. v. u. Z. bei den Piraten im östlichen Mittelmeer „die Freimaurerei der Ächtung und des Verbrechens an die Stelle der Nationalität“.[42] Mommsen entdeckt bei den Popularen gar eine „Fortschrittspartei“[43], macht Sulla zu einem „Don Juan der Politik“ oder „zeitweiligen Geschäftsführer“, der den römischen Staat reorganisiert, und M. Portius Cato zum „Don Quichotte der Aristokratie“.[44] Die „Leitung des Kassenwesens“ durch den Senat setzt er „in seinen Wirkungen mit dem Steuerbewilligungsrecht in den heutigen konstitutionellen Monarchien“ und die „Klasse von Steuerpächtern und Lieferanten“ mit „den heutigen Börsenspekulanten“ gleich.[45] Das römische Bügerrecht wird ihm zur Aktie, die Anspruch auf bestimmte staatliche Gewinnanteile gewährt.[46] Der Punier Hamilkar fällt in der Feldschlacht wie Scharnhorst, und das Ligurer- und Keltenland ist für Hannibal das, was für Napoleon in den „sehr ähnlichen russischen Feldzügen“ Polen war.[47] Recht locker handhabt Mommsen den Begriff der Revolution, der beinahe auf jede Reform, Verfassungsänderung, soziale Bewegung oder Insurrektion angewandt wird.[48]

30 RG I, S. 192; I, S. 258, 268, 276, 781, 790; II, S. 84; I, S. 809; I, S. 562; III, S. 53.
31 RG I, S. 247, 253.
32 RG I, S. 802, 804.
33 RG I, S. 193f.
34 RG I, S. 360.
35 RG I, S. 192.
36 RG I, S. 258, 784.
37 RG I, S. 256, 281; II, S. 70.
38 RG I, S. 361, 538, 801.
39 RG I, S. 277; III, S. 85.
40 RG III, S. 84.
41 RG II, S. 79.
42 RG III, S. 40.
43 RG I, S. 781.
44 Sulla: RG II, S. 378, 381; Cato: RG III, S. 7, 157.
45 RG I, S. 261, 266.
46 RG II, S. 121.
47 RG I, S. 565, 573.
48 RG I, S. 270, 283, 784; II, S. 74, 89, 95, 99, 106, 119, 339; III, S. 89, 455.

Mit dem Hinweis, dass ebenso häufig von Nation (und den entsprechenden Ableitungen) die Rede ist,[49] soll die sporadische Aufzählung von Modernismen in Mommsens „Römischer Geschichte“ beendet werden.

Auf Jahns Kritik erwiderte Mommsen, sich gleichsam entschuldigend: „Dein Tadel mag wohl gegründet sein. Ich habe dergleichen Beziehungen massenweise herausgestrichen bei der Abschrift, aber das Herz ist einmal jeden Augenblick dieser Dinge voll, und wer kann sich immer beherrschen“.[50] Noch deutlicher wird er in seiner Antwort an Henzen: „Es gilt doch vor allem die Alten herabsteigen zu machen von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, sie in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gehämmert, phantasiert und geschwindelt wird, den Lesern zu versetzen – und darum mußte der Konsul ein Bürgermeister werden usw. Es mag zu viel geschehen sein... Aber meine Intention, denke ich, ist rein und richtig; die möchte ich vertreten“.[51]

Wenn also Mommsen mit begrifflichen Modernismen arbeitete oder – wie es paradigmatisch, aber unzutreffend bei Nikolaj M. Maschkin heißt – er „die vergleichende historische Methode in eine Modernisierung der Geschichte der antiken Welt verkehrt“,[52] dann geschah das, um diesen Gedanken mit Wuchers Worten nochmals zu wiederholen, weil Mommsen „vielmehr das Altertum ins Moderne, nicht allein in unsere Sprache und Begriffe, sondern in die Verhältnisse und damit in die politische Wirklichkeit seiner Zeit“ überträgt.[53] Es ist das nicht die bei Robert von Pöhlmann, Karl Julius Beloch oder Eduard Meyer zu beobachtende Modernisierung der antiken Verhältnisse, die zu einer weitgehenden Gleichsetzung von antiker und kapitalistischer Produktionsweise führte.[54] Mommsen transferierte die damalige gesellschaftliche und politische Problemlage in Deutschland und teilweise jenseits seiner Grenzen zurück in die Römerzeit, holte jedoch zugleich, so paradox das klingen mag, Rom aus seiner Vergangenheit herauf auf die politische Bühne des 19. Jahrhunderts.[55] So gelang es ihm, da er die römische Geschichte verfremdete und tendenziös aktualisierte, den Abstand zwischen dem fernen Einst und dem

49 RG I, S. 276, 453, 805, 828.

50 Brief an Jahn vom 18. Dezember 1854, in: Theodor Mommsen – Otto Jahn. Briefwechsel, 1962, S. 193f.

51 Brief vom 26. November 1854 an Henzen, zit. nach L. Wickert, 1969, III, Anm. 0/53, S. 628; auch O. Hirschfeld, a.a.O., S. 945.

52 N.A. Maschkin, Römische Geschichte, Berlin 1953, S. 53 gibt den in der marxistischen Althistorie gängigen Standpunkt wieder. Wesentlich abgeschwächter A. G. Bokščanin/ V. I. Kuziščin (Hrsg.), Istorija Drevnego Rima, Moskva 1971, S. 457. Nicht in H. Dieter/R. Günther (Hrsg.), Römische Geschichte bis 476, Berlin 1979 (Hochschullehrbuch)

53 A. Wucher, a.a.O., S. 42.

sehr unmittelbar empfundenen zeitgenössischen Jetzt für den damaligen Leser seines exzeptionellen historischen Werkes spürbar zu verringern (was sie ihm auch dankten). Die römische Geschichte wurde nacherlebbarer, die eigene Gegenwart aber durch das Prisma Rom reflektiert und teilbewältigt.

Die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart verlieren sich vollends, wenn Mommsen gegen das römische „Junkertum“ wettert, dessen exklusive und widersinnige Privilegien aufs Korn nimmt, ihm boshaft „Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit“ als „die eigentlichen und unverlierbaren Privilegien des echten Junkertums“ zum Vorwurf macht, denn solche Aussagen trafen zu seiner Zeit auch auf den deutschen Adel und die preußischen Junker zu.[56] Die Feststellung, dass die senatorische Aristokratie nach dem Hannibalkrieg „zu einem durch Erbfolge sich ergänzenden und kollegialisch mißregierenden Herrenstand“ abgesunken sei, ist nicht weniger deutlich.[57] Für das 19. Jahrhundert gültig war ebenso der fast zeitlose Satz: „Eine absolute Monarchie ist ein großes Unglück für die Nation, aber ein minderes als eine absolute Oligarchie“.[58] Im Grundsatz skeptisch bleibt sein Verhältnis zu wohl aller Demokratie, die sich als politische Ordnung abnutzen, die schwach, entwürdigt, manipuliert, ja lächerlich werden kann, die immer gefährdet ist und eines starken Schutzes bedarf.[59]

Mommsen schrieb, trotz der in die ersten drei Bände eingeschobenen kultur- und wirtschaftshistorischen Abschnitte, vor allem die politische Geschichte der römischen Republik, und er schrieb sie, wie Wucher zweifelsfrei herausarbeitete, als politischer, als politisch engagierter Historiker.[60] Die

54 Auch Marx hatte die Absicht Mommsens erkannt, durch begriffliche Modernismen, also Verfremdungen, seine Geschichtsdarstellung verständlicher zu machen: „Herr Mommsen in seiner ’Römischen Geschichte’ faßt das Wort Kapitalist durchaus nicht im Sinne der modernen Ökonomie und der modernen Gesellschaft, sondern in der Weise der populären Vorstellung, wie sie nicht in England oder Amerika, sondern auf dem Kontinent als altertümliche Tradition vergangner Zustände noch fortwuchert“ – K. Marx, Das Kapital, Bd. 3, S. 795, Anm. 43, in: MEW, Bd. 25, Berlin 1964. Dieses Marx-Zitat ist bei Maschkin (siehe Anm. 51) falsch gebraucht.

55 Mommsen wollte „nicht die abgeklärte Weisheit der Vorwelt... seiner Zeit bringen, sondern sein Leid und Feuer dem unvergeßlichen Altertum“, wie es zutreffend bei F. Gundolf, Cäsar im neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1926, S. 60 heißt; A. Wucher, a.a.O., S. 42f.

56 RG I, S. 258, 268.

57 RG I, S. 792.

58 RG II, 118.

59 RG III, S. 184, 295, 300 (als Beispiele); was er in Rom beobachtet, entspricht zweifellos auch eigenen Erkenntnissen; außerdem schimmert hier Polybios 6, 3–4 mit seinem Kreislauf der Verfassungen durch.

60 L. Wickert, Festvortrag: Theodor Mommsen – Größe und Grenzen, 1968, S. 20f. macht Mommsen den politischen Historiker unumwunden zum Vorwurf; anders A. Wucher, a.a.O., S. 51f. mit einem insgesamt positiven Urteil.

„Römische Geschichte“ wurde ihm zum historiographischen Ersatz für die 1848/1849 nicht in Erfüllung gegangenen national-liberalen Erwartungen, zum Ausdruck der Hoffnung auf eine Einigung Deutschlands, die nach seinen zuletzt gemachten Erfahrungen allein von Preußen, d.h. von oben und über den kleindeutschen Weg, zu verwirklichen war, und sie wurde ihm zum kritischen Leitbild für das künftige Handeln der politischen Kräfte im deutschen Vaterlande.[61] Er schrieb sie *cum ira et studio*, denn, wie er Anfang Dezember 1854 dem Freund Jahn gegenüber äußerte, „die Ordre, Geschichte zu schreiben ohne Haß und Liebe, könnte doch nun, seit wir auch Geschichte erlebt haben und erleben, endlich beiseite getan werden“.[62]

Mommsens, im Verständnis Wuchers, „aktivistische Geschichtsschreibung“ ist eine Geschichtsschreibung, „welcher der politische Standpunkt und der Wille zu wirken ganz natürlich zugehören; d.h. so verstandene Historiographie, die Urteil und Wertung geradezu mit Parteinahme gleichsetzt, reicht in das Gebiet der Pädagogik hinein“.[63] Aus einer solcherart pragmatischen Herangehensweise an die Geschichte und eben auch die Geschichte Roms hat Mommsen nie ein Hehl gemacht, zumal es einer seiner Grundsätze war, die „Instanz der Geschichte“ für das schärfere und tiefere Verstehen der Gegenwart zu nutzen. 1884, in seiner Rede zu Kaisers Geburtstag, wollte er in einem „Rückblick in die ferne Vergangenheit“ versuchen, „die Empfindung für das zu steigern, was da ist, was wir heute haben“.[64] 1881 war ihm bei gleichem Anlaß der römische Prinzipat die Parallele, „deren abgeschlossen vorliegende Geschichte den Zuständen der Gegenwart einigermaßen zum Spiegel dienen kann“.[65] Im hohen Alter bekennt Mommsen in einem Brief an Heinrich von Sybel erneut: „Wer Geschichte, insbesondere Geschichte der Gegenwart schreibt, hat die Pflicht politischer Pädagogik, er soll denen, für die er

61 Die enge Verbindung von „Römischer Geschichte“ und Programmatik der 1848er Revolution wird betont herausgestellt von W. Weber, Theodor Mommsen. Zum Gedächtnis seines 25. Todestages, Stuttgart 1928, S. 11f., 17f., 24; ebenso F. Gundolf, a.a.O., S. 59; K. Christ, a.a.O., S. 108; auch S. Rebenich, a.a.O., S. 95f.

62 Brief vom 1. Dezember 1854 an Jahn, in: Theodor Mommsen – Otto Jahn. Briefwechsel, 1962, S. 191 (in Anlehnung wohl an den Ranke-Schüler Heinrich von Sybel, 1817–1895; dazu A. Wucher, a.a.O., S. 24, 178f.).

63 Ebenda, S. 25; A. Heuß, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956, S. 68 spricht von „voluntaristischer“ Geschichtsschreibung; bemerkenswert der Enkel Mommsens, Wilhelm Mommsen, „Legitime“ und „illegitime“Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig, Müchen, Berlin 1930; S. Rebenich, a.a.O., S. 90f.

64 Th. Mommsen, Rede zur Feier des Geburtstages des Kaisers (20. März 1884), in: Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 121f.

65 Ders., Rede zur Feier des Geburtstages des Kaisers (24. März 1881), in: ebenda, S. 107.

schreibt, ihre künftige Stellung zum Staat weisen und bestimmen helfen“.[66] Er wünschte durch die „Logik der Tatsachen“, durch die Einsicht in die geschichtliche Welt – am Beispiel Roms, dessen Geschichte ihm vorbildliche Staatsgeschichte ist – die Gebildeten zu erziehen, sie zu politischem Handeln und Urteil zu befähigen.[67]

Wie aber ist es im Falle des politischen Historikers Mommsen – konkret in seiner „Römischen Geschichte“ – um dessen Wissenschaftlichkeit und Wahrhaftigkeit bestellt?

Kommt die historische Wahrheit in seiner Darstellung zu kurz, oder wie weit entfernt er sich von ihr? Der Vorwurf, nicht voraussetzungslos, sondern tendenziös ans Werk gegangen zu sein wurde schon frühzeitig erhoben und ist nie ganz verstummt. 1967, zu Mommsens 150. Geburtstag, betonte Lothar Wickert, dass sich Mommsen vom Historismus gelöst, die Geschichte Roms vom „Firnis des Klassizismus“ befreit habe, weil er „zu wenig den Althistoriker und die Alte Geschichte von dem Historiker der nachantiken Zeiten und von dessen Forschungsgegenstand“ unterscheide. Weiter heißt es: „Wo er kombiniert und Lücken der Überlieferung überbrückt, bedient auch er sich unversehens moderner Erfahrungen; so macht er die Vergangenheit nicht wirklich lebendig, sondern verleiht ihr gespenstisches Scheinleben“.[68]

Nun kann ein ernsthafter Widerspruch in Mommsens Arbeit an der „Römischen Geschichte“ nicht geleugnet werden. Einerseits war er als empirischer Forscher der „streng philologischen Methode“ verpflichtet, die er im Nachruf auf den Freund Jahn als „die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinen Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung“ definierte.[69] Als Mommsen sein Geschichtswerk schrieb, schöpfte er unmittelbar aus den antiken Quellen, ohne sich jedoch um die zeitgenössische Fachliteratur und den dort ausgetragenen Gelehrtenstreit sonderlich zu kümmern. Immer wieder befragte er die antiken Autoren, die ihn zu zusätzlichen Studien veranlaßten, las Handschriften, analysierte, verglich. Es ergaben sich, um mit Mommsens Worten zu sprechen, „einige kleine Abfälle“ seiner Geschichte, „Konjekturen und dergleichen“, die nach und nach als Miszellaneen veröffentlich wurden.[70] Auch diese einzelnen Aufsätze sind Teil der Arbeit an der

66 Zit. nach A. Wucher, a.a.O., S. 25.
67 In ähnlicher Formulierung W. Weber, a.a.O., S. 17.
68 L. Wickert, Festvortrag: Theodor Mommsen – Größe und Grenzen, 1968, S. 15f.
69 Theodor Mommsen – Otto Jahn. Briefwechsel, 1962, S. 363 (Nachruf auf Otto Jahn, 1869).

„Römischen Geschichte“ und Ausdruck der streng wissenschaftlichen Vorgehensweise Mommsens.

Andererseits gab es als gleichsam gegenläufige Tendenz den „modernen“, aus der Gegenwart heraus sich richtenden Blick auf das antike Rom, der vielleicht auch als heuristisches Prinzip gelten kann. Gepaart aber mit Mommsens *cum ira et studio* und seinem übersprühenden Subjektivismus im historischen Urteil wuchs sich diese „unerhörte Vergegenwärtigung“[71] der antiken Materie zu einer leidenschaftlich-polemischen Auseinandersetzung mit der politischen Geschichte der römischen Republik aus, die sich mitunter wenig oder kaum an die in den Quellen überlieferten Fakten hielt. Die bekanntesten Beispiele eines solchen relativ freien Umgangs mit Ereignissen und Persönlichkeiten aus Roms Geschichte sind die durch nichts zu rechtfertigende, übelwollende Verzeichnung der Person Ciceros und die geradezu euphorische Apotheose Cäsars. Cicero war in den Augen Mommsens „so durchaus Pfuscher, dass es ziemlich einerlei war, welchen Acker er pflügte. Eine Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, an Worten, wie er selber sagte, überreich, an Gedanken über alle Begriffe arm“.[72]

Caesar hingegen wird zum schöpferischen Genie, zur Verkörperung des vollendeten Staatsmannes und einer politischen Idee, auf die sich die gesamte Politik der späten römischen Republik angeblich hinentwickelt und die Caesar letztlich durchsetzt. Er ist es, der den Geist der Zeit begreift, der das politisch Machbare erkennt, sich über alle Partikularität zugunsten des Staatsganzen erhebt. In Cäsar gipfelt – anders als aus Titus Livius herauszulesen – Roms Geschichte.

Der Panegyrikos auf Caesar unterstellt diesem den für Mommsen höchst anziehenden Gedanken eines Staates, der sich über Standesunterschiede und politisches Gruppengezänk erhebt, der Grundsätze der Demokratie und Monarchie vereinte. Dieser Staat – eine Monarchie – „war nicht die orientalische Despotie von Gottes Gnaden, sondern die Monarchie, wie Gaius Gracchus sie gründen wollte, wie Perikles und Cromwell sie gründeten: die Vertretung der Nation durch ihren höchsten und unumschränkten Vertrauensmann“. Sie stand nach Mommsens Verständnis nicht im Widerspruch zur Demokratie, sondern brachte diese erst „zur Vollendung und Erfüllung“. Sie war eine „de-

70 Brief vom 11. Juli 1854 an Jahn, zit. nach nach L. Wickert, 1969, III, Anm. 0/41, S. 625.
71 „Unerhörte Vergegenwärtigung“ bei F. Gundolf, a.a.O., S. 60.
72 RG III, S. 604.

mokratische Monarchie“.[73] Im 3. Band der „Römischen Geschichte“ ist ihr das vorletzte Kapitel gewidmet, überschrieben mit „Die alte Republik und die neue Monarchie“. Was sich hier an Überlegungen zu der von Cäsar, dem „neuen Monarchen von Rom“ und „ersten Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation“,[74] installierten politischen Ordnung findet, erweckt den Eindruck, als entwickle Mommsen, der Spur Cäsars folgend, eine Konzeption der von ihm offenbar nicht nur für Rom favorisierten „demokratischen Monarchie“. An entscheidenden Merkmalen dieser besonderen Staatsform, die begrifflich zwei eigentlich unvereinbare politische Prinzipien zusammenführt, arbeitet er heraus: 1. als Basis die hoffnungsvolle, aber leicht anfällige „Vereinigung freier Volksentwicklung und absoluter Herrschaft“;[75] 2. den „Übergang der Souveränität von dem römischen Gemeinderat (d.i. der Senat) auf den Alleinherrscher der (römisch-hellenischen) Mittelmeermonarchie“, wobei der neue Monarch bzw. Imperator, d.h. Cäsar, zum „lebendigen und persönlichen Ausdruck des Volkes“ wurde, denn er war nicht gekommen, „um die Freiheit auszulöschen, sondern um sie zu erfüllen, und zunächst um das unerträgliche Joch der Aristokratie zu brechen“;[76] 3. war „das neue Imperatorenamt nichts anderes als das wiederhergestellte uralte Königtum“ (auf einer höheren Stufe), und die neue Monarchie bündelte wie einst die

73 RG III, S. 461; A. Wucher, a.a.O., S. 115 spricht von einem „merkwürdigen Begriff“; Mommsen war seit 1854 in Breslau tätig. In diesem Zusammenhang ist zu fragen, ob die Mommsensche Idee von Cäsars demokratischer Monarchie nicht auch von den Vorstellungen einiger Breslauer 1848er beeinflußt sein konnte. Mommsen selbst hielt nicht viel von den schlesischen „Piepmeiers“ und „ Kleinmichels“ und beklagte, dass außerakademischer Umgang in Breslau nur schwer zu finden sei – siehe S. Rebenich, a.a.O., S. 99. Wie W. Schmidt, in seinem Vortrag über „Moritz Elsner und die schlesische 1848er Demokratie“, gehalten am 19. Dezember 2002 in der Leibniz-Sozietät, ausführte, waren zwar alle schlesischen Demokraten nach eigener Aussage Republikaner, aber „da mit der Republikforderung vor allem zu Beginn der Revolution das Ohr der Massen nicht zu gewinnen war, verständigten sie sich auf die Losung von einer zu errichtenden Monarchie auf konsequent demokratischer Grundlage oder einer demokratisch-konstitutionellen Monarchie. Durch die ausdrückliche Betonung des demokratischen Elements unterschied sich das Monarchie-Konzept der Demokraten deutlich von dem der Liberalen, denen nur eine konstitutionelle, also durch eine liberal eingeengte Verfassung begrenzte Monarchie am Herzen lag“. In dieser „volksverfassungsmäßigen“, „volksherrlichen“, „demokratischen“ Monarchie sollte der König nur über die ihm vom souveränen Volk eingeräumten Rechte verfügen.

74 RG III, S. 446.

75 RG III, S. 463.

76 RG III, S. 468f., 542; auf S. 463: „Die Stellung des neuen Staatsoberhauptes erscheint formell in seltsamer Gestalt“.

höchste militärische, richterliche und administrative Gewalt in einer Hand; ihr fielen ebenso die religiöse Oberaufsicht über das Gemeinwesen und das Recht zu, Verordnungen mit bindender Kraft zu erlassen;[77] 4. wurde der Senat zum Staatsrat herabgedrückt und zum höchsten, Italien wie die römischen Provinzen repräsentierenden Reichsrat umgewandelt;[78] 5. entstand so etwas wie ein „monarchischer Adel", der sich aus für den Staatsdienst fähigen Personen vornehmer Herkunft rekrutierte; mit seiner Hilfe wurde „die Nation", wurden die Römer, Italiker, und Hellenen, „unmerklich ... hinüber auf den neubereiteten Boden" der "demokratischen Monarchie" geleitet;[79] 6. war damit eine wesentliche Voraussetzung zur notwendigen Reorganisation des Militärwesens und zur Formung einer einheitlichen Reichsverwaltung gegeben, bis hin zur Kalenderreform;[80] 7. akzeptierte der „demokratische Monarch" die Volksversammlungen, die Comitien, als den – neben und mit ihm – „höchsten und letzten Ausdruck des souveränen Volkswillens"; obwohl „in praktischer Hinsicht ein wesenloser Schatten", gehörte allein ihnen und dem neuen König die legislative Gewalt, wenngleich sie diese lediglich im prinzipiellen Sinne der Volkssouveränität ausübten und die Sanktionierung der herrscherlichen Erlasse nur noch ein formaler Akt war.[81] Als größte Errungenschaft der neuen Ordnung wertete Mommsen, dass mit ihr „die Herrschaft der Stadtgemeinde Rom über das Littoral des Mittelmeeres" zu Ende war und sich ein neuer, in Italien zentrierter Mittelmeerstaat herausbildete. Diese Cäsar zugesprochene Einigung des römischen Reiches bedurfte der inneren Festigung durch entsprechende Institutionen: durch Verfassung und Verwaltung, durch Religion und Rechtspflege, durch eine Münz-, Maß- und Gewichtsreform. Das Werk, eine politische, rechtliche und in gewisser Weise auch „nationale" Nivellierung des neuen Reiches durchzusetzen, wurde von Cäsar begonnen, aber nicht zur Vollendung gebracht.[82]

In Mommsens Augen war Cäsar der Retter und Erneuerer Roms und des Römertums, ja er trug, so wie er die römische Mittelmeermonarchie konstituierte und gleichsam in die Nachfolge Alexanders des Großen eintrat, auch zur Wiederherstellung des Hellenentums bei. Er war ihm „König von Rom" und „der erste und doch auch der einzige Imperator". Desungeachtet bewahrte sich Mommsen eine gewisse skeptische Distanz zu Cäsars „demokratischer

77 RG III, S. 466f.
78 RG III, S. 467, 472f., 542f.
79 RG III, S. 460, 470f., 476 _ 478.
80 RG III, S. 483 _ 494, 517 _ 530, 540 _ 551.
81 RG III, S. 471 f.
82 RG III, S. 541f.; im einzelnen dann 531 -540; 542–551.

Demokratie“, obwohl er ihr andererseits mit demonstrativer Sympathie das Wort redete. Vor allem hegte er Zweifel an ihrer Zukunftsfägigkeit, denn „auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt“ ist „unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus; denn jene ist der Entwicklung fähig, also lebendig, dieser ist was er ist, also tot“. Mommsen hielt die Regierungsform und politische Ordnung, die er an die Person Cäsars knüpfte, zumindest im Ansatz für den „hoffnungsreichen Traum einer Vereinigung freier Volksentwicklung und absoluter Herrschaft“.[83] Cäsar, der politische Gestalter, war aber zugleich ein von den römischen Verhältnissen Getriebener. Gewiß wollte er das bürgerliche Gemeinwesen restaurieren, und dennoch wurde er – ganz zwangsläufig – zum „Gründer der von ihm verabscheuten Militärmonarchie“, die am Ende des Weges, den Rom vom Stadtsstaat, über Italien hin zur mittelmeerischen Großmacht eigeschlagen hatte, so Mommsen, „der logisch notwendige Schlußstein und das geringste Übel“ war.[84]

Mommsens Modell der „demokratischen Monarchie“ Cäsars, soweit man von einem solchen überhaupt sprechen kann, stellte einen Idealzustand vor, der aber der römischen Wirklichkeit um die Mitte des 1. Jh. v. Chr. in keinerlei Weise entsprach. Cäsars „neue Monarchie“ neigte als Militärmonarchie doch eher zur Diktatur, blieb in sich widersprüchlich und überzeugt als „demokratische Monarchie“ keineswegs.[85]

Neben der immer wieder betonten absoluten oder unumschränkten Herrscherstellung des neuen Monarchen tritt das demokratische Element kaum oder nur formal-rudimentär in Erscheinung und ist zumeist nichts anderes als gesellschaftspolitische Tünche.[86] Es mag sein, dass Cäsar zunächst nicht beabsichtigte, seine Herrschaft auf die Armee zu stützen, sondern seine neue Monarchie „dem bürgerlichen Gemeinwesen ein- und soweit möglich unterzu-

83 RG III, S. 462.

84 RG III, S. 488, 463.

85 Dazu insbesondere A. Wucher, a.a.O., S. 111f.

86 In Mommsens Modell der „demokratischen Monarchie“ gehen freie Volksentwicklung und absolute Herrschaft eine hoffnungsvolle politische Symbiose ein, wobei die Volksversammlung den „letzten und höchsten Ausdruck souveränen Volkswillens“ verkörpern sollte. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Konzept der schlesischen radikalen Demokraten ist nicht zu leugnen, denn bei ihnen gehörte dem Volk über die „volksherrliche“ Verfassung und „die aus dem Volke entsprungenen und und für das Volk wirkenden Regierungsformen“ politisch der Vorrang. Ihre „Volksherrlichkeit“ hatte die monarchische Gewalt einzuschränken, ist ihr geradezu übergeordnet. Die Realität der „demokratischen“ oder „neuen“ Monarchie Caesars wird jedoch – im Unterschied und Gegensatz zum Modell und dem radikal-demokratischen 1848er Entwurf – klar vom Einzelherrscher, dem König, dominiert (siehe dazu Anm. 72), obwohl ihm das demokratische Element (die Comitien) – als Ideal – gleichberechtigt zur Seite steht.

ordnen gedachte", doch „das Verhängnis ist", wie Mommsen kühl einschränkt, „mächtiger als das Genie". Cäsar stürzte zwar den „Aristokratenstaat im Staate", setzte aber an dessen Stelle „den Soldatenstaat im Staate", der in den nachfolgenden Jahrhunderten seine volle und ungesunde Ausformung erfuhr. Was er politisch zuwege gebracht hatte, war lediglich ein Anfang, waren die Fundamente, auf denen – über den Prinzipat des Augustus – das römische Kaisertum emporwuchs und damit jene autokratische Regierungsform, unter der „das Gemeinwesen wie bisher tyrannisiert und... von einer privilegierten Minorität" exploitiert wurde. „Aber von den Linien, die der große Mann auf diesen Gebieten gezogen hat, lassen sich noch manche erkennen". Ihnen galt das Interesse Mommsens. Sie hat er dargelegt, und nach ihnen hat Cäsar sich gerichtet, haben „die Späteren, viele Jahrhunderte hindurch gebannt in die von diesem Manne vorgezeichneten Bahnen", weiter zu arbeiten versucht.[87]

Mommsen hat mit seiner Herabsetzung Ciceros und emphatischen Würdigung Cäsars, auch wenn er das Cäsarbild von den Verdächtigungen und Entstellungen befreite, die sich bei Cicero und Titus Livius finden, den Boden wissenschaftlicher Objektivität verlassen und konnte deshalb der historischen Wirklichkeit der späten römischen Republik nicht mehr gerecht werden.[88] Geschaffen worden waren ein geradezu idealer Cäsar und das Wunschbild einer politischen Ordnung, die so tatsächlich nicht existiert hat, die aber Züge einer Vision, vielleicht sogar einer an Cäsar festgemachten Utopie aufweist. Wie war es möglich, dass Mommsen hinsichtlich Cäsars und der „demokratischen Monarchie" zu einer derartigen Fehleinschätzung gelangen konnte?

Drei methodische Ausgangspunkte sollten bei Mommsen berücksichtigt werden, will man dessen sehr spezifische Annäherung an Cäsar verstehen. Erstens verstand Mommsen, beeinflußt von Hegel, Cäsar als sinnfällige Verkörperung des römischen Weltgeistes, d.h. als eine jener großen Persönlichkeiten, die gestalterisch ins historische Geschehen eingreifen, weil sie das ihnen durch die Zeitverhältnisse abverlangte Notwendige erkennen. Sie handeln nicht nur im Rahmen des Machbaren, sondern füllen diesen auch aus, indem sie das gleichsam vorgegebene Mögliche staatsmännisch erfolgreich verwirklichen. Im Falle Cäsars war das die machtpolitische Erneuerung und

87 RG III, S. 462, 471, 486f., 488f., 542, 552.

88 Zu Cicero und Cäsar bei Mommsen siehe A. Wucher, a.a.O., 92–95, 98–100, 110–126; S. L. Utčenko, Julij Cezar, Moskva, 1976, S. 27f. ist, soweit ich sehe, der Einzige, der auf eine Kontinuität in der Bewertung Cäsars bei W. Drumann (Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, Bd. 1–6, Königsberg 1834–1844, insbesondere Bd. 3, S. 733–753, Bd. 6, S. 333) und Mommsen aufmerksam macht; K. Christ, a.a.O., S. 108–113; S. Rebenich, a.a.O., S. 86–89.

Konsolidierung des römischen Weltreiches. Cäsar wurde so zum Vollstrecker einer historischen Bewegung, deren ursächliche Triebkräfte oder Sachzwänge unabhängig von seinem Willen und Wollen wirkten und deren Tendenz für Mommsen feststand. Cäsar war lediglich der rechte Mann zur rechten Zeit.[89]

Der zweite Grund, der Mommsen den „neuen Monarchen“, den ersten und auch einzigen römischen Imperator, idealisieren ließ, lag in den deutschen und gewissermaßen auch europäischen Verhältnissen der 50er und 60er Jahre des 19. Jahrhunderts. Schon der deutsche Befreiungskrieg gegen die napoleonische Fremdherrschaft und die nachfolgende Restaurationspolitik der deutschen Fürsten hatten gezeigt, dass eine Einigung Deutschlands von unten und auf großdeutschem Wege – mit dem habsburgischen Österreich – kaum möglich sein werde. 1833 war Johann Gustav Droysens „Geschichte Alexanders des Großen“ erschienen, eine Reaktion auch auf die widrigen Zeitumstände, in der er mit der Unterwerfung und dem Zusammenschluß der griechischen Poliswelt durch den Makedonenkönig Philipp II. das Vorbild für die deutsche Einigung von oben und auf kleindeutschem Wege unter der Ägide Preußens lieferte.[90] Eine weitere Desillusionierung bedeutete die kläglich gescheiterte Revolution von 1848/1849, denn mit ihr waren die letzten Hoffnungen geschwunden, die vielersehnte Einheit Deutschlands auf demokratische Weise von unten herbeiführen zu können. Sie würde, darüber herrschte weitgehend Klarheit, nur noch von oben durch eine starke Territorialmacht oder eine kraftvolle Herrscherpersönlichkeit durchzusetzen sein, vielleicht durch Preußen und einen der Hohenzollern. Aber der preußische König, der froh war, die Revolution niedergeschlagen zu haben, agierte zögerlich und hatte vorläufig wenig Interesse an der deutschen Kaiserkrone. Der liberal-demokratisch gesinnte Mommsen wiederum, der durchaus kein Freund von Fürstenhäuptern und immer antimonarchisch gesinnt war, mußte sich, so wie Cäsar sich der Notwendigkeit unterwarf, in die Einsicht fügen, dass das Ziel, den deutschen Nationalstaat zu errichten, nur durch Machtwil-

89 RG III, S. 453: „Es gehört dies zu Cäsars voller Menschlichkeit, dass er im höchsten Grad durch Zeit und Ort bedingt ward...“ und „...wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte“; F. Gundolf, a.a.O., S. 66: "Mommsen hat das Bild Cäsars bestimmt bis in unsere Tage, Hegel die Perspektive seines Erscheinens"; auch S. 41–47, 56, 58, 71, 76; A. Wucher, a.a.O., S. 91, 147f.; über die Aufnahme Hegelschen Gedankenguts L. Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. 1: Lehrjahre 1817–1844, Frankfurt/Main 1959, S. 118, 140; C. Gaedeke, Geschichte und Revolution bei Niebuhr, Droysen und Mommsen, Berlin 1978, S. 143ff.; K. Christ, a.a.O., S. 116; S. Rebenich, a.a.O., S. 21f., 35f., 88f. (spricht von den „überindividuellen Bedingungen“), 95.

90 J. G. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen, Berlin 1833 (= Bd. 1 in: ders., Geschichte des Hellenismus, Bd. 1–3, Tübingen 1952–1953).

len von oben und einen entschlossen handelnden Politiker zu erreichen war. Sie jedoch fehlten und kein Einheitsbringer trat von Ferne in sein Sichtfeld, als er am dritten Band der „Römischen Geschichte“ schrieb. Die deutsche Misere, die ihn bedrückte, der Wunsch nach nationalstaatlicher Erhöhung des Vaterlandes, der ihn beflügelte, ließen Mommsen einen verklärenden Blick auf Cäsar richten, ihn zum „einzig schöpferischen Genius Roms“ werden, dessen größte Leistung in der neuerlichen Einigung Italiens und im Bau des hellenisch-römischen Reiches bestand.[91] Ganz bewußt hebt Mommsen – unter Zurücksetzung des Feldherrn Cäsar – den realistisch denkenden, kühn nach vorne blickenden Politiker Cäsar hervor,[92] der sich einer gewaltigen und schwierigen staatsgestalterischen Aufgabe annimmt und sie löst, denn eben dieser Cäsar sollte im Sinne historisch-politischer Pädagogik als Beispiel und Vorbild für deutsche (und andere) Staatsmänner dienen.[93]

Vielleicht spielte bei Cäsars Idealisierung auch der 18. Brumaire des Louis Bonaparte eine Rolle, jener Staatsstreich, mit dem sich Napoleon III. 1851/2 an die Spitze Frankreichs setzte. Noch 1863 berichtete Mommsen seiner Frau von einer Audienz beim französischen Kaiser: „...und ich muß sagen, dass er mir durchaus den Eindruck eines bedeutenden Mannes gemacht hat, wie man ihn unserer Nation wohl wünschen möchte!... Ich gestehe, ich bin mit einem Gefühl von Neid weggegangen, dass das Schicksal uns nicht einmal einen solchen grand criminel zuwirft; was könnte der machen mit einer gesunden Nation wie die unsrige ist“.[94] Ob tatsächlich ein tieferer Zusammenhang zwischen Napoleon III. und dem Cäsarbild Mommsens besteht, ist zu bezweifeln, aber einige der damaligen Zeitgenossen scheinen ihn vermutet zu haben.[95] Zumindest wurde der Vorwurf laut, Mommsen befürworte mit seiner Cäsardarstellung die in Europa heiß diskutierte autokratische Herrschaftsform des Cäsarismus und Bonapartismus, die sich von der absoluten Monarchie nur dadurch unterscheidet, dass sie zum Schein demokratische

91 Keinesfalls Unrecht hat A. Wucher, a.a.O., S. 115: „Cäsars Ideal ist nichts anderes als die Zutat Mommsens, ein Stück von seinem Geist“.

92 RG III, S. 449: „Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes...“.

93 Ebenda, S. 118f.; der Freund Carl Ludwig meint in seinem Brief vom 24. April 1856 an Mommsen, dass dieser „offenbar mit Caesar u.s.w. unsre Zeit aus dem Schlafe rütteln“ wollte (L. Wickert, 1969, III, S. 637., Anm. 93).

94 Zitiert nach A. Wucher, a.a.O., S. 112.

95 Carl Ludwig nach der Lektüre des dritten Bandes im Brief an Mommsen: „Aber mehr als dieses ist das Bild Cäsars von Bedeutung, der mir in einem neuen großen Lichte aufgegangen. Ich für mein Teil verzeihe nun Napoleon III. manches seiner Kunststücke, da ganz offenbar sein Erscheinen viel dazu beigetragen, um Dir Caesars Wesen noch in vielen Punkten deutlicher zu machen“ (L. Wickert, 1969, III, S. 637., Anm. 93).

Institutionen duldet und daraus ihren Nutzen zieht.[96] Mommsen sah sich deshalb genötigt, dem dritten Band in der zweiten Auflage (1857) einen klärenden Zusatz einzufügen. Keinesfalls sei sein Urteil über Cäsar „in ein Urteil über den sogenannten Caesarismus umzudeuten“. Vielmehr habe „die Geschichte Cäsars und des römischen Cäsarentums“ als „wahrlich eine bittrere Kritik der modernen Autokratie“ zu gelten, „als eines Menschen Hand sie zu schreiben vermag“. Auch können dem „rechten Cäsar“ nicht die „schlechten Caesaren“ an die Seite gestellt werden.[97]

Aus der Zeit Mommsens heraus zu verstehen ist gleichfalls der Begriff der „demokratischen Monarchie“. In Verbindung mit Cäsar wurde er erstmals von dem Engländer Charles Merivale (1808–1894), einem Sympathisanten Napoleons III., gebraucht.[98] Ihn findet man aber ebenso in Deutschland im Vokabular der republikanisch-demokratischen Revolutionäre von 1848/1849. Caesar war für Mommsen der Monarch, der Demokrat blieb, und die „demokratische Monarchie“ eine Herrschaftsform, in der – ähnlich wie im perikleischen Athen – Alleinherrschaft und Demokratie ineinander aufgehen, Herrschaft und Freiheit sich gegenseitig nicht ausschließen. Aber die „demokratische Monarchie“ konnte letztlich nur eine Wunschvorstellung sein, ein Ideal, das mit der Wirklichkeit nur schwer in Übereinstimmung zu bringen war, zumal es kaum Möglichkeiten seiner Realisierung gab.[99] Sie war auf jeden Fall als Antipode zum gewöhnlichen Absolutismus und einer kraftlosen, an sich selbst scheiternden Republik gedacht.

Dass Mommsen sein beeindruckendes, wenngleich problematisches Cäsarbild zu zeichnen vermochte, hatte noch einen dritten Grund. Mit dem wachen Auge des Juristen folgte er jenen Linien, die „der große Mann“ beim Aufbau und der Durchbildung der neuen Monarchie gezogen hatte. So rekonstruierte er Schritt für Schritt das Staatsgebäude, das, wie er meinte, von Cäsar errichtet oder wenigstens als idealer Entwurf angelegt worden war. Weil der Jurist

96 Zum Vorwurf, ein Caesarismus-Sympathisant zu sein, siehe die von A. Wucher, a.a.O., S. 123, Anm. 42 zusammengetragenen Belege. Er selbst ist der Meinung, dass Mommsen kein Parteigänger des Caesarismus gewesen sei, ebenda: S.121, 123–126; dazu auch F. Gundolf, a.a.O., S. 71, 74; anders S. Rebenich, a.a.O., S. 95; über den Cäsarismusbegriff und die Glorifizierung Cäsars bei Mommsen siehe insbesondere W. Nippel, Charisma und Herrschaft, in: ders. (Hrsg.), Virtuosen der Macht. Herrschaft und Charisma von Perikles bis Mao, München 2000, S. 12–18.

97 RG III, S. 462f.

98 Ch. Merivale, The Fall of the Roman Republic: a short history of the last century of the commonwealth, London 1853 (in Deutsch: ders., Geschichte der Römer unter dem Kaisertume, Bd. 1, Leipzig 1866, S. 576f.).

99 F. Gundolf, a.a.O., S. 59 (bei ihm „demokratisches Kaisertum“); A. Wucher, a.a.O., S. 114f., 123; S. Rebenich, a.a.O., S. 93.

Mommsen hier offenbar aber den Historiker dominierte, konturierte er das staatsrechtliche Element schärfer, glaubte er einen Plan, eine Staatsidee Cäsars zu erkennen, die es von der historischen Gesamtsituation am Ende der römischen Republik her nicht gab und nicht geben konnte. Nur der Historiker allein wäre kaum zum Modell der „demokratischen Monarchie" vorgedrungen. Es aus verfassungsrechtlichen Anhaltspunkten, Reformfragmenten, aus einzelnen verwaltungstechnischen Elementen, Verordnungen, Titeln und Ämtern zu entwickeln, es aus dem alten Königtum und der republikanischen Hinterlassenschaft zu extrahieren und mit der politischen, staatsmännischen Rationalität Cäsars zu verbinden, das erforderte die Kompetenz des Juristen und eine Kenntnis der römischen Staatsaltertümer, wie Mommsen sie besaß.[100]

Der Zeitgeist, Jurist und Historiker Mommsen – in eben dieser Reihenfolge – verfaßten das vorletzte, der neuen Monarchie Cäsars gewidmete Kapitel der „Römischen Geschichte", und weil der Historiker vor dem Zeitgeist und Juristen kapitulierte, blieb Mommsen folgerichtig der Gefangene seiner eigenen Legende vom Idealtyp, vom weltgeschichtlichen Genius Cäsar.

So endete die „Römische Geschichte" mit dessen Apotheose. Die Alleinherrschaft des neuen Monarchen und die Umstände seines Todes aber wurden ausgeblendet.[101]

Mommsen starb am 1. November 1903. In seinem Kondolenztelegramm sagte Reichskanzler von Bülow über den großen Gelehrten: „Die Universalität seiner Geistesrichtung, das Mitleben und Mitstreben in den Gedanken der Zeit, die Bewahrung eines feurigen Jugendmutes im Kampf für seine Überzeugungen stellen diesen edlen Toten in den Kreis derer, die wir große Europäer nennen und gern als Vorläufer einer reicheren Zukunft verehren".[102] Adolf Harnack, der Freund und Kirchenhistoriker, hob in seiner Trauerrede noch einmal die außerordentlich Bedeutung der „Römischen Geschichte" hervor: „Mit einem Schlag erhielten wir Deutsche ein Geschichtswerk, wie wir es noch nie besessen hatten... Wie das eingewirkt hat auf unsere Geschichtsschreibung, auf unsere Kultur diese fünfzig Jahre hindurch – wer kann das aussagen!" [103] Sie war in den 50er/60er Jahren des 19. Jahrhunderts zum politischen Manifest des deutschen Bürgertums geworden.[104] Bleibt an-

100 F. Gundolf, a.a.O., S. 60: „Insbesondere die staatsrechtlichen Verhältnisse, Cäsars Verfassungslage und -ansprüche brachte Mommsens juridischer Spürsinn erst zur Geltung".

101 S. Rebenich. a.a.O., S. 89; dazu auch A. Wucher, S. 127f., 129f.

102 J. Penzler (Hrsg.), Fürst Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik, Bd. 2, 1903–1906, Berlin 1907, S. 374.

103 A. Harnack, Rede bei der Begräbnisfeier Theodor Mommsens am 5. November 1903, S. 7f.

104 V.I. Kuziščin (Hrsg.), Istorigrafija anticnoj istorii, Moskva 1980, S. 19.

zumerken, dass dieses Geschichtswerk, in viele Sprachen übersetzt, auch über Deutschlands Grenzen hinaus eine große kulturgeschichtliche Rolle gespielt hat.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 109–123*

Herrmann Klenner

Il grande Teodoro, der Jurist

Für JK, *in memoriam* und aus Dankbarkeit

I.

Um mit etwas Persönlichem zu beginnen: Unter der Glasplatte des Stehpults in meinem häuslichen Arbeitszimmer liegt die Kopie einer von Julius Friedländer, dem bekannten Numismatiker, angefertigten Scherzzeichnung, deren Original ich vor 25 Jahren im Mommsen-Nachlaß, aufbewahrt in der Handschriftenabteilung der *Deutschen Staatsbibliothek*, also im jetzigen Tagungsgebäude unserer Leibniz-Sozietät, aufgestöbert hatte. Die Zeichnung ist mit den Worten: *Leipzig*. Der Fortschritt der Wissenschaft unterschrieben und hat die Gestalt eines Triptychons. Links doziert unter dem Jahr 1589 ein pompös gekleideter Herr die bekannte Pandektendefinition: Gerechtigkeit sei die Zuteilung des *Suum cuique*;[1] in der Mitte teilt unter dem Jahr 1749 ein Hofbeamter mit, daß jedenfalls *Rex legibus omnibus solutus est* gelte;[2] rechts aber sitzt vor einem Lehrpult, den Arm nach vorn gestreckt, ein jugendlicher Professor, unzweifelhaft mit den Gesichtszügen Mommsens, und ruft unter dem Jahr 1849 frech seinen Studenten zu: *Dominium est furtum*, Eigentum ist Diebstahl! Wie gesagt: Fortschritt der Wissenschaft aus der Sicht des Jahres 1849 in Leipzig. Lang ist's her.

Daß Eigentum Diebstahl sei, war Mommsens Meinung eigentlich nicht; aber der *summa cum laude* promovierte Jurist, der als Professor an der Leipziger Juristenfakultät wegen seines demokratischen Engagements in der deut-

1 Theodorus Mommsen (ed.), Digesta Iustiniani Augusti [533/1868], 1, 1, 10: „Justitia est constans et perpetua voluntas ius suum cuique tribuendi". Vgl. H. Klenner, „Jedem das Seine!", in: Kurt Pätzold/Manfred Weißbecker (ed.), Schlagwörter und Schlachtrufe, Bd. 2, Leipzig 2002, S. 327 ff.

2 Vgl. Digesten, 1, 3, 31 (Ulpian); Dieter Wyduckel, Princeps legibus solutus. Eine Untersuchung zur frühmodernen Rechts- und Staatslehre, Berlin 1979.

schen Revolution von 1848/49 durch die sächsische Staatsregierung abgewickelt (und in erster Instanz von einem sächsischen Gericht wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu neun Monaten Gefängnis verurteilt, in der zweiten Instanz jedoch freigesprochen) worden war,[3] galt seinen Zeitgenossen auch später als ein Linker, was immer diese politische Gesäßgeographie bedeuten mag. Savignys Frau pflegte aus gutem Grund vom „roten Mommsen" zu sprechen,[4] und ein *homo politicus* blieb er bis zum Ende seiner Tage aus Prinzip: „Der schlimmste aller Fehler ist, wenn man den Rock des Bürgers auszieht, um den Gelehrtenrock nicht zu kompromittieren".[5] Wenn es erforderlich war, war er sich nicht zu fein, das Professorenkatheder mit der Journalistenfeder zu vertauschen.

Erhalten geblieben, wenn auch nicht in das bisherige Gesamtverzeichnis seiner anderthalbtausend Publikationen aufgenommen,[6] ist ein von ihm 1849 anonym publiziertes Pamphlet: *Die Grundrechte des deutschen Volkes*. [7] In der von ihm als „mezzo-populär" bezeichneten Schrift finden sich Sätze, die auch im *Hessischen Landboten* hätten stehen können, etwa wenn es heißt: Es habe in Deutschland Staaten gegeben, „wo erst die wilden Schweine kamen, dann die Hirsch- und Rehböcke und alsdann die Untertanen." Mommsen wollte für die in der Frankfurter Paulskirchen-Verfassung enthaltene *Magna charta*, den „Freiheitsbrief für alle kommenden Geschlechter", Propaganda machen und die Bürgerpflicht, für die Bürgerrechte einzutreten, begründen. Vor seinem Verstand fanden Feudalknechtschaft, Obrigkeitsstaat, Pfaffenherrschaft und die „adligen Sündenregister" keine Gnade, wohl aber Freiheit der Person und des Eigentums, Presse- und Glaubensfreiheit, und die Gleichberechtigung von Jud und Christ. Es ist das Volk, es sind die „unterdrückten Klassen" (ein heutzutage bei den sich als Linke Bezeichnenden aus der Mode kommender Begriff), an die Mommsen appellierte, sich zu assoziieren, um zu agieren. Die Publikation erfolgte zu einem Zeitpunkt, da ihr Autor ahnte, daß die Sache der Revolution verloren sei. Auch wenn der Provokationssatz:

3 Vgl. Rolf Weber, „Stadt und Universität Leipzig in der sächsischen Reichsverfassungskampagne", in: Sächsische Heimatblätter, 1960, Heft 1, S. 40 ff.

4 Vgl. Lothar Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. 1–4, Frankfurt 1959–1980, hier Bd. 3, S. 470.

5 Vgl. Rigobert Günther, „Theodor Mommsen", in: Joachim Streisand (ed.), Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. 2, Berlin 1965, S. 16 (Brief Mommsens aus dem Jahre 1893 an seinen Schüler Fritz Jonas).

6 Vgl. Karl Zangemeister/Emil Jacobs, Theodor, Theodor Mommsen als Schriftsteller. Ein Verzeichnis seiner Schriften, Berlin 1905.

7 Zum Folgenden: [Mommsen,] Die Grundrechte des deutschen Volkes. Mit Belehrungen und Erläuterungen, Leipzig 1849, S. 8, 53, 58, 64.

„Lieber mit den Revolutionären irren, als recht behalten mit den Akademikern!“ Mommsens Motto nicht war – seine Fahne drehte er deswegen noch lange nicht nach des Zeitgeistes Wind.

Respektlos gegenüber der Obrigkeit, dem „souveränen Unverstand“, war er allemal: „Um den Fürstenwahnsinn zu entwickeln, bedarf es der Geburt in Purpur“, kann man von Mommsen lernen.[8] Den pompösen Empfang des russischen Zaren im schlesischen Breslau kommentierte er mit einem: „Lump ist immer noch Trumpf“; als Preußens Friedrich Wilhelm IV. wegen seiner Demenz nicht mehr als Monarch zu halten war, hieß es bei ihm bloß: „der allerhöchste Verstand ist futsch gegangen“, und als ein anderer Potentat das Zeitliche segnete, meinte er, dies sei „ein deutscher Fortschritt von der legitimen Art. Gott besser’s!“[9] Welch goldene Rücksichtslosigkeit über Unglück und Tod eines Zeitgenossen, dessen Schuld darin bestand, König gewesen zu sein, ihm bei seinem Biographen den Vorwurf hemmungsloser Frivolität eintrug.

Daß Mommsen ein vehementer Gegner Bismarcks war, dieser „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“, versteht sich von selbst;[10] er hielt ihn für einen opportunistischen Schwindelpolitiker, ein Vorwurf, mit dem er auch Cicero überzog, dessen Überlaufen von einer Front zur anderen, im politischen Tagesgeschäft verbunden mit seinem „Advokatentalent, für alles Gründe oder doch Worte zu finden“,[11] nicht durch seine intellektuellen Großleistungen aufgewogen wurde, nicht für den Charakterwissenschaftler Mommsen!

Mommsen, der Atheist, war Gründungsmitglied des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.[12] Von ihm stammt übrigens die drastische Aussage, daß in Preußen/Deutschland die Vorhaut eine Professoren-Ingredienz sei.[13] Konfessionelle Professuren lehnte er ab, erst recht natürlich das Netzwerk von Junkertum und Kaplanokratie: Wo die Götter walten, seien die Teufel nicht

---

8 Mommsen, Römisches Staatsrecht, Berlin 1817–1888, Bd. 2, S. 759.

9 Wickert [Anm. 4], Bd. 2, S. 212; Bd. 3, S. 569.

10 Mommsen / Otto Jahn, Briefwechsel 1841–1868, Frankfurt 1962, S. 302 (Brief vom 18. Januar 1864). Vgl. auch: Hugo Friedländer, Interessante Kriminalprozesse, Bd. VIII, Berlin 1913, S. 28–42: „Fürst Bismarck contra Universitätsprofessor Dr. Theodor Mommsen“.

11 Mommsen, Römische Geschichte [1854–1856], Bd. 3, Berlin 1933, S. 326, 620.

12 Vgl. Dieter Fricke (ed.), Lexikon zur Parteiengeschichte, Bd. 1–4, Leipzig 1983–1986, hier Bd. 1, S. 626; Bd. 3, S. 361, 411; Bd. 4, S. 375; Fricke (ed.), Deutsche Demokraten, Berlin 1981, S. 110 f., 128 f.

13 Vgl. Wickert [Anm. 4], Bd. 3, S. 331 (Brief Mommsens vom 3. März 1856 an Friedrich Gottlieb Welcker); vgl. auch Mommsen [Anm. 14], S. 411 ff.: „Auch ein Wort über unser Judentum“ [1880].

fern.[14] Er war Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei und von 1873 bis 1879 Mitglied des Preußischen Landtags; von 1881 bis 1884 saß er für die Nationalliberalen (versteht sich: auf deren linken Flügel) im Reichstag. Wie weise doch die Natur den Menschen angelegt habe, meinte er damals, „daß er sowohl von rechts wie von links gehauen werden kann".[15]

Er selbst drosch aber auch gegen links wie gegen rechts: In Übereinstimmung mit seiner Partei stimmte er im Mai 1884 für die Verlängerung des [Anti-]Sozialistengesetzes. Das hinderte ihn allerdings später, ein Jahr vor seinem Tod, nicht daran, in einem Aufsehen erregenden Artikel ein Wahlbündnis der Freisinnigen mit den Sozialdemokraten zu befürworten, denn diese Partei sei leider (!) die einzige in Deutschland, die Anspruch auf politische Achtung habe; dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben, daß es die wichtigste politische Pflicht der Staatsbürger sei, die Arbeiterpartei als pestverdächtig zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen, müsse ein Ende bereitet werden; wie jedermann wisse, könne „mit einem Kopf wie Bebel ein Dutzend ostelbischer Junker so ausgestattet werden, daß sie unter ihresgleichen glänzen würden".[16]

Die Frage wenigstens zu stellen, reizt zu sehr, als daß ich sie vermeiden könnte: Welche Akademie, mit einem Kopf wie Mommsen ausgestattet, würde in deutschen Landen weniger glänzen als ein Dutzend ihresgleichen? Max Lenz, der Historiker der Berliner Universität, wagte das Votum: Einen Größeren als Mommsen habe keine Universität je besessen und seiner Wissenschaft werde ein ihm Gleicher niemals erstehen.[17]

II.

Die beiden Antrittsvorlesungen Mommsens an den Juristenfakultäten von Leipzig 1848 und von Zürich 1852 waren programmatischer Natur.[18] Ein in sich geschlossenes deutsches Rechtssystem fertigzustellen, sei eine Aufgabe für Jahrhunderte; doch jetzt solle wenigstens der Grundriß für solch ein dem künftigen deutschen Staat gemäßes deutsches Recht gemacht und Klarheit

14 So: Mommsen, Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 317.

15 Vgl. Alfred Heuss, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956, S. 267 (Brief Mommsens vom 21. November 1893 an Fritz Jonas).

16 Mommsen, „Was uns noch retten kann", in: Die Nation, Jg. 20, Nr. 11, vom 13. Dezember 1902, S. 164.

17 Max Lenz, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Bd. 12, Leipzig 1918, S. 780.

18 Beide erst postum publiziert, in: Mommsen, Gesammelte Schriften, Bd. 1–8, Berlin 1905–1910, hier Bd. 3, S. 580–591, 591–600.

über dessen Inhalt, dessen Quellen und dessen Methoden gewonnen werden; der überkommene Rechtszustand sei als ein Schutthaufen zu charakterisieren; daher sei zunächst eine Konkurserklärung über die ganze Masse, die Recht hieß, erforderlich; das verjüngte Recht müsse einheitlich, rein deutsch und praktikabel sein; es müsse die Freiheit ordnen, dürfe sie aber nicht fesseln. Was die Bedeutung des römischen Rechts anlangt, so habe sich das positive Recht im Laufe der vierzig Generationen, die seit der Abfassung der *Digesten* gefolgt sind, von den Satzungen Roms, dem durchdachtesten und universalsten aller Rechtssysteme, längst emanzipiert; anders als beim Straf-, Prozeß-, Verfassungs-, Familien- und Kirchenrecht lasse das Vermögensrecht in allen entwickelten Rechtssystemen nur ein und dieselbe Auffassung gelten; nicht weil der römischen Nation ein Vorzugsrecht juristischer Begabung zuteil geworden sei (schon das niederträchtige Strafrecht Roms beweise, daß Roms Staat von der Weltgeschichte nicht zum Träger der Rechtsidee auserkoren sei), sondern weil sich das Eigentums- und das Schuldrecht des antiken Rom infolge der Bedürfnisse des Verkehrs zu einem Recht aller Nationen entwickelt habe, stehe es im Mittelpunkt des Interesses; aus ihm sei das Veraltete auszuscheiden, das Lebensfähige aber zu ergänzen und neu zu systematisieren.

Sein persönliches Schicksal hat Mommsen daran gehindert, solch ein juristisches Nationalprogramm realisieren zu helfen. Seine Berliner Professur erreichte ihn 1861 als Historiker – Vorlesungen hielt er auch für die Juristen –, und vielen gilt er heute noch als dies und nichts anderes. In Wirklichkeit, und ich bitte mir diese Pro-domo-Behauptung nachzusehen, blieb Mommsen dem Duktus seines Denkens nach seiner juristischen Weltanschauung treu. Dem Studium des römischen Rechts verdanke er alles, was er in der Wissenschaft geleistet habe, beteuerte er immer wieder. Am juristischen Denken sei er zum Forscher geworden, und Anerkennung von dieser Seite habe ihm immer mehr als jede andere gegolten.[19] An die ihm zum Goldenen Doktorjubiläum gratulierende Breslauer Juristenfakultät schrieb er: Daß er bei Labeo und seinen Nachfahren habe in die Schule gehen dürfen, sei ihm auch unter den Historikern und Philologen stets als sein Peculium erschienen.[20] Es war aber dieser Marcus Antistius Labeo nicht nur der Produktivsten einer unter den klassischen Juristen Roms; vor allem war er in kaiserlichen Zeiten bekennender Republikaner, ein Meister des Gegen-den-Strom-Schwimmens!

19 Vgl. Heuss [Anm. 15], S. 33 (Brief vom 31. März 1891 an Levin Goldschmidt).
20 Vgl. Wickert [Anm. 4], Bd. 1, S. 477 (Brief vom 22. November 1893).

Daß Mommsen mit seinen Forschungen, um seine eigene Formulierung zu verwenden, „Einsicht in das innere Räderwerk des Rechts“ nehmen wollte,[21] ist für einen Juristen nichts Besonderes. Abgesehen von puren Positivisten, wollen das zumindest alle Rechtsprofessoren mehr oder minder. Mommsen aber betrachtete darüber hinaus das Juristische als eine Art Universaldietrich auch für andere Forschungsgebiete, besonders für diejenigen der Historiker und der Altertumswissenschaftler: „…schließt nun einmal hier wie überall kein anderer Schlüssel als der der Rechtserforschung“, heißt es sogar einmal wörtlich bei ihm.[22] Da gerade die Goldhagen-Debatte zu der Frage läuft, ob die Juden oder die Römer schuld gewesen seien an der Hinrichtung des Jesus von Nazareth, sei darauf verwiesen, daß doch „der Jurist“ Mommsen längst gegen die damaligen Auffassungen „der Theologen“ Protest eingelegt hatte, denn die sogenannten Pilatusakten stammten von einem Verfasser, der keinerlei Ahnung vom jüdisch-römischen Strafprozeß gehabt habe.[23] Nach dem damaligen Recht der Juden hätte nämlich Jesus gesteinigt werden müssen und nicht – wie nach römischem Recht – gekreuzigt werden dürfen.[24]

III.

Aber nicht in der Überfülle kleinerer Abhandlungen und Gelegenheitsschriften juristischen Inhalts liegt Mommsens Bedeutung für die Rechtswissenschaft. Das Arbeitsaufwendigste und seiner eigenen Meinung nach Allerwichtigste, was er überhaupt geschaffen hat, ist sein ab 1871 publiziertes dreibändiges Dreitausendseitenwerk: *Römisches Staatsrecht* und sein 1899 als Zweiundachtzigjähriger veröffentlichtes tausendseitiges *Römisches Strafrecht*. Wissenschaftlich gesehen handelt es sich in beiden Fällen um *creationes ex nihilo*. Entgegengesetzt zum Zivilrecht des antiken Rom, das in Justinians byzantinischer Kodifikation vom sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung systematisiert und nach deren Auffinden sechshundert Jahre später in Italien glossiert worden war, und von der weite Partien durch ihre

21 Mommsen [Anm. 18], Bd. 3, S. 600.

22 Mommsen, Römische Forschungen [1864/1879], Bd. 1, Hildesheim 1962, S. 322.

23 Mommsen [Anm. 18], Bd. 3, S. 430 („Die Pilatus-Akten“, 1902). Vgl. vor allem das Evangelium nach Markus (Kap. 14 u. 15), sowie: Klaus Rosen, „Rom und die Juden im Prozeß Jesu“, in: Alexander Demandt (ed.), Macht und Recht. Große Prozesse in der Geschichte, München 1991, S. 39–58; Wolfgang Stegemann, „Es herrsche Ruhe im Lande. Roms kurzer Prozeß mit Jesus von Nazareth“, in: Uwe Schultz (ed.), Große Prozesse, München 2001, S. 41–54; Daniel Jonah Goldhagen, Die katholische Kirche und der Holocaust, Berlin 2002, S. 345, 441.

24 Vgl. Mommsen, Römisches Strafrecht [1899], Berlin 1955, S. 240 f., 918.

Rezeption seit dem späten Mittelalter auch in deutschen Landen geltendes Recht geworden waren, und das demzufolge in Lehrbüchern ohne Ende seine Erforschung und Erläuterung gefunden hatte und immer noch findet,[25] gab es weder in der Antike noch in der Moderne auch nur den Versuch einer Gesamtdarstellung von eintausend Jahren römischer Staatsrechts- und Strafrechtsentwicklung als System. Klagte Mommsen: Die römischen Juristen hätten zwar den Begriff des Staatsrechts gekannt, aber nicht eine einzige Schrift produziert, die man als Behandlung ihres *ius publicum* bezeichnen dürfte; auch habe die römische Jurisprudenz das Konstrukt eines selbständigen römischen Strafrechts gar nicht gekannt.[26] In Rom wurden Staatsrecht und Strafrecht zwar praktiziert, aber weder kodifiziert noch doziert. Man könnte gut und gerne sagen: Die Römer machten ihr Staats- und ihr Strafrecht, doch Mommsen machte eine Wissenschaft daraus!

Es sind diese beiden Werke, in denen sich Mommsens genialer Fleiß mit seinem nicht weniger genialen Abstraktionssinn kombinierte. Wer von den Historikern in Mommsens *Römischer Geschichte* die fehlenden Anmerkungen moniert, der wird im *Römischen Staatsrecht* wie im *Römischen Strafrecht* reichlichst entschädigt. Wer der Lücke zwischen dem dritten und dem fünften Band der *Römischen Geschichte* nachtrauert, der halte sich an die zweite Hälfte des dritten Bandes des *Römischen Staatsrechts*.

Es bleibt freilich einzugestehen, daß Mommsen für diese beiden Riesenwerke zunächst Schweigen, danach staunende Bewunderung für seine immense Arbeitskraft, sodann aber (und bis heute) eher Mißbilligung geerntet hat. Welch Trost für uns, daß es Zeiten gibt, die nicht reif sind für die Gedanken der Gelehrten. Die Kritik bezog sich vor allem auf die Verarbeitungsweise des gigantischen Materials. Mommsen, zu dessen Credo seit je die „Verschmelzung von Geschichte und Jurisprudenz“ gehört hatte,[27] war nämlich der Auffassung, daß bei der Darstellung gesellschaftlicher Vorgänge für deren Geschichte die Zeitfolge, für deren Recht aber dessen systematische Zusammengehörigkeit strukturbestimmend sei.[28] Demzufolge gliederte er

25 Vgl. Hubert Cancik / Helmuth Schneider (ed.), Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, Bd. 1–15, Stuttgart 1997–2002, passim; Helmut Coing, Europäisches Privatrecht 1500 bis 1800, München 1985; Dieter Flach, Die Gesetze der frühen römischen Republik, Darmstadt 1994; Max Kaser, Römisches Privatrecht, München 1992; Fritz Schulz, Geschichte der römischen Rechtswissenschaft, Weimar 1961; Franz Wieacker, Römische Rechtsgeschichte, München 1988.

26 Mommsen [Anm. 8], Bd. 1, S. 4; Mommsen [Anm. 24], S. 4, 525.

27 Mommsen [Anm. 14], S. 36.

28 Mommsen [Anm. 8], Bd. 1, S. VIII.

das Verfassungsrecht des antiken Rom nicht in Königs-, Republik- und Kaiserzeit, sondern konzipierte für die gesamten tausend Jahre weltbewegenden Geschehens das Volk und die Magistratur als polare Zentralbegriffe. Dann ging er dazu über, die Magistratur in die einzelnen Magistrate, also in die des Königs, des Oberpriesters, des Konsuls, des Diktators, des Praetors, des Volkstribunen, des Zensors, des Aedilen, des Princeps usw. als unterschiedliche Erscheinungsformen einer einheitlichen Amtsgewalt zu gliedern und darzustellen.

Wegen dieser völlig neuartigen Behandlungsweise des antiken Stoffes, die darin gipfelte, die nicht aus der Überlieferung zu ermittelnde älteste Verfassung Roms durch „gelehrten Rückschluß", wie Mommsen das nannte, in Form einer Hypothese zu skizzieren,[29] ist er bis zum heutigen Tag auch von denjenigen angefeindet worden, die ansonsten sein römisches Staats- und Strafrecht wegen der Materialfülle für unüberholt und unersetzbar halten. Mommsen abstrahiere aus der mehr als tausendjährigen Geschichte der römischen Staatsrechts- und Strafrechtsordnung ein System von Institutionen und Normen, das innerhalb des geschichtlichen Ablaufs überzeitliche Gültigkeit beanspruche, eine Konzeption von wahrhaft grandioser Paradoxie – so der Vorwurf.[30]

Hat aber wirklich der Jurist in Mommsen den Historiker in ihm besiegt? Hat er tatsächlich ein abstraktes Schema in die Erfahrungswelt projiziert, als er *rex* wie *princeps* zu Beamten degradierte und in das Prokrustesbett einer Magistratur einspannte? Hat er dem Prinzipat dadurch Gewalt angetan, daß er ihn als eine Dyarchie, d. h. eine zwischen dem Senat, als dem Organ der überkommenen Republik, und dem Prinzeps, als dem Organ der entstehenden

29 Mommsen [Anm. 8], Bd. 2, S. 4; Mommsen [Anm. 22], Bd. 1, S. 132. Vgl. die Kritik solch eines Mommsen- Rückschlusses durch Friedrich Engels, in: Marx/Engels, Gesamtausgabe (MEGA), Bd. I/29, Berlin 1990, S. 226–229; der im bibliothekarischen Nachlaß von Marx überlieferte Bd. 1 von Mommsens *Römischen Forschungen* weist auf fast jeder Seite Bleistiftanstreichungen auf, vgl. MEGA, Bd. IV/32, Berlin 1999, S. 466. Mommsen hat Marx oder Engels nicht zur Kenntnis genommen; einen (wissenschaftlichen) Annäherungsversuch Lassalles hat er zurückgewiesen; vgl. Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften, Bd. 2, Stuttgart 1923, S. 265 (Brief Mommsens vom 12. Mai 1861), sowie H. Klenner, „Lassalles *Theorie der erworbenen Rechte* und die Rechtsphilosophie seiner Zeit", in: Erhard Hexelschneider (ed.), „Auf ehrliche und anständige Gegnerschaft…", Wiesbaden 2000, S. 70, 149.

30 Wolfgang Kunkel, „Theodor Mommsen als Jurist", in: Chiron, Bd. 14, München 1984, S. 371; ähnlich: Franz Wieacker, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1967, S. 417–419; Gerd Kleinheyer/Jan Schröder (ed.), Deutsche und Europäische Juristen aus neun Jahrhunderten, Heidelberg 1996, S. 288.

Monarchie, geteilte, hybride Herrschaft und gleichzeitig als Ausdruck der Volkssouveränität charakterisierte?[31]

Ohne hier in Einzelheiten eingehen zu können und leugnen zu wollen, daß sich Mommsen bei seiner Behandlungsweise der „römischen Dinge“ auch in Widersprüche verwickelte, so bleibt doch der vorwärtsweisende Grundgedanke, daß sich in der Tat Verfassungsgeschichte und Verfassungsrecht, Kriminalgeschichte und Kriminalrecht der römischen Gesellschaftsentwicklung zueinander wie deren Längsschnitt und deren Querschnitt verhalten.[32] Da für Mommsen der Rechtsinhalt nicht Willkür pur, sondern historisch bedingt war, sah er das Recht nicht bloß formal, sondern auch funktional, nicht bloß immanent, sondern auch genetisch, nicht bloß logisch, sondern auch ontologisch, weshalb sein Systembegriff nicht realitätsbereinigt war, sondern realitätsverarbeitend. Was blieb ihm denn auch beim römischen Strafrecht, einem „nicht durch wissenschaftliche Tradition, sondern durch wissenschaftliche Abstraktion definierten Gebiet“,[33] anderes übrig, als das Materialchaos einer ordnenden, systematisierenden Behandlung zu unterziehen? Geschichte und System widersprechen sich doch nicht *per se* in kontradiktorischer Weise. Eine systematisierende Methode muß nicht unhistorisch sein. Sie ist es, was das Recht anlangt, natürlich dann, wenn dieses Recht als ein „in sich geschlossenes“ System strukturiert wird, als „reines Recht“, als abgeschottet von den es konstituierenden Gesellschaftsverhältnissen, die es wiederum rückwirkend zu formieren bestimmt ist. Genau das aber hat Mommsen vermieden!

IV.

Sind Mommsens Römisches Staatsrecht ebenso wie sein Römisches Strafrecht als bahnbrechend zu charakterisieren, so ist mindestens eine unter seinen weiteren Großtaten, die Edition der *Digesten*, abschließend zu nennen. Wie es über diese Ausgabe im Standardwerk zur Geschichte der deutschen

31 Mommsen [Anm. 8], Bd. 2, S. 747 f., 1133; Mommsen, Abriß des Staatsrechts [1893], Leipzig 1907, S. 340. Mommsen selbst war übrigens der Meinung, daß seine staatsrechtliche Analyse des Prinzipats die schwerste Arbeit gewesen sei, die er je gemacht habe; vgl. Wickert [Anm. 4], Bd. 3, S. 342 (Brief vom 23. April 1875 an Johann Heinrich Henzen).

32 Zum Folgenden vgl. Jürgen Kuczynski, Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 9: Theodor Mommsen, Berlin 1978, S. 218 ff., rezensiert von Theo Mayer-Maly, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, Bd. 99, Wien/Köln/Graz 1982, S. 417 ff., sowie H. Klenner, Vom Recht der Natur zur Natur des Rechts, Berlin 1984, Kap. 7 u. 8.

33 Mommsen [Anm. 24], S. 6.

Rechtswissenschaft zutreffend heißt: „Auf dieser Leistung Mommsens beruht seitdem jede romanistische Arbeit, die irgendwie als wissenschaftlich zu gelten beanspruchen kann“.[34] Da die *Digesten* zu den alles in allem wenigen welthistorischen Kodifikationen gehören, verbürgt ihre in allem Wesentlichen endgültige Edition durch Mommsen, daß sein Name leben wird, solange es warenproduzierende Gesellschaften gibt, deren Konflikte zu entscheiden Juristen gebraucht werden, die über die Welt des Rechts nachzudenken gezwungen und gesonnen sind.

Für Nichtjuristen kurz gesagt, handelt es sich um Folgendes: Durch seine Militärs war es Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus (geboren 482 u. Z. als Bauernsohn, namens Uprauda, in einem Dorf bei Skopje, im makedonischen Bergland der römischen Provinz Illyrien, gestorben aber als Kaiser des oströmischen Reiches 565 in Konstantinopel) gelungen, in Nordafrika das Vandalenreich zu vernichten, im Krieg gegen die Ostgoten Italien zu erobern, in wechselvollen Kämpfen gegen die Perser die Ostgrenze und gegen die Slawen die Nordgrenze des byzantinischen Reiches zu sichern sowie den Nika-Aufstand, der die ganze Stadtbevölkerung von Konstantinopel im Kampf gegen die Ausbeutungs-, Unterdrückungs- und Eroberungspolitik des oströmischen Reiches erfaßte, grausam niederzuschlagen. Der sich vom Gott der Christen eingesetzt betrachtende und daher auch als deren Kirche eigentliches Oberhaupt handelnde Kaiser Justinian herrschte mit byzantinischem Hofzeremoniell absolutistisch: die militärische, die zivile und die Glaubensgewalt in seiner Hausmacht vereinigend. Als *Imperator christianus* war er es, der einerseits im Interesse eines Staatschristentums die griechische, weil heidnische Philosophie verbot, und der andererseits im Interesse der Staatsgewalt eine Kodifikation des römischen Rechts bewirkte. Die kaiserliche Majestät müsse nicht allein mit Waffen geschmückt, sondern auch mit Gesetzen gerüstet sein, und das „in nomine domini nostri Jesu Christi“.[35]

Das geplante Gesetzeswerk sollte für den Osten wie für den Westen des römischen Reiches gleichermaßen gültig werden und durch diese Rechtseinheit den Zusammenhalt aller Teile des ehemaligen *Imperium Romanum* sichern. Obschon die offizielle Landesprache griechisch war (Justinians Muttersprache war lateinisch), sollte die Tradition des klassischen Rechts von Rom in den lateinischen Originalen aufgenommen und weitergegeben wer-

34 Ernst Landsberg, Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft, Bd. III/2, München/Berlin 1910, S. 874, zu Mommsen [Anm. 1].

35 Iustinianus, „Constitutio Imperatoriam“, in: *Corpus Iuris Civilis*, Bd. 1, Heidelberg 1997, S. XIII.

den. Dazu sollte vor allem eine nach Sachgebieten strukturierte Zusammenstellung aller über das römische Recht abgefaßten, von Widersprüchen und Wiederholungen gereinigten Schriften der alten Rechtsgelehrten dienen. Von einer kleinen Kommission sind im Verlauf von nur drei Jahren Ausschnitte aus etwa zweitausend Büchern mit etwa drei Millionen Zeilen zusammengestellt und am 16. Dezember 533 u. Z. unter dem Titel *Digesta* als ein in fünfzig Bücher gegliedertes Gesetzbuch publiziert worden.[36] Die vier Professoren unter den Kommissionsmitgliedern kamen aus den Juristischen Hochschulen von Konstantinopel und von Berytos, so daß man sagen kann: Das Römische Recht, wie wir es kennen, ist in Rom gemacht, in Istanbul und Beirut zusammengestellt, aber ediert worden ist es von Mommsen!

Denn Mommsen war es, der den Archetypus des überlieferten *Digesten*-Textes geboten, d. h. die Handschrift wiedergegeben bzw. rekonstruiert hat, von der alle anderen Handschriften „abstammen". Daß sich ein Original des Gesetzestextes nicht erhalten hatte, dürfte auch darauf zurückzuführen sein, daß sich Justinians Kodifikation in der Zeit nach ihrer Entstehung als ein Fehlschlag ohnegleichen erwies. Nirgends konnte dieses Mammutgesetz die Wirklichkeitsdimension eines geltenden Rechts erreichen; es verfiel in einen „Totenschlaf".[37] Und doch wurden die Digesten zu einem „einmaligen und unwiederholten Glücksfall der Weltrechtsgeschichte."[38] Ohne ihr Vorhandensein wüßten wir so gut wie nichts über das klassische römische Recht und die Schriften der Juristen, aus denen sie exzerpiert worden waren. Überliefert in nur einer einzigen, aus dem 6. Jahrhundert stammenden, aber erst im 11. Jahrhundert in Pisa aufgefundenen und zu Beginn des 15. Jahrhunderts nach Florenz entführten Abschrift des Originals (der sogenannten *Florentina*), entpuppte sich der anfängliche Fehlschlag Justinians, die angebliche Totgeburt, als dann doch höchstlebendiges Gesetzgebungswerk.

Als geltendes Recht erlebte das sechs Jahrhunderte lang scheintot gewesene *Corpus iuris civilis*, wie es seit 1583 als Gegenstück zum Corpus iuris canonici, der Kodifikation kirchlicher Rechtsquellen, bezeichnet wurde, eine

36 Vgl. Gottfried Härtel/Elemér Pólay, Römisches Recht und römische Rechtsgeschichte, Weimar 1987, S. 118 f.; Mario Bretone, Geschichte des römischen Rechts, München 1992, S. 251 ff.; Uwe Wesel, Geschichte des Rechts, München 2001, Kap. 10; H. Klenner, „Das Jahr 529. Weltgeschichtliches: Tod der Philosophie, Geburt des Rechts", in: Stefan Jordan/Peter Walther (ed.), Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft, Waltrop 2002, S. 259 ff.

37 So: Mommsen [Anm. 18], Bd. 3, S. 596.

38 So: Hans Hattenhauer, *Europäische Rechtsgeschichte*, Heidelberg 1992, S. 98; vgl. auch Paul Koschaker, *Europa und das römische Recht*, München 1966, S. 55 ff.; William Seagle, *Weltgeschichte des Rechts*, München 1967, S. 236 ff.

europaweite Renaissance ohne Beispiel und Vergleich. Seit dem elften Jahrhundert wurde sein Kernstück, die Digesten, von Gelehrten glossiert und kommentiert, von Professoren in Bologna, Padua, Perugia, Paris, Oxford, Cambridge, Salamanca doziert, von kirchlichen und staatlichen Gerichten praktiziert und durch § 3 der Reichskammergerichtsordnung von 1495 endlich für das Heilige Römische Reich (deutscher Nation) als verbindlich dekretiert. Als solches geschah, war das morsche Gebäude des oströmischen Reiches, dessen einstigem Kaiser Justinian dem Großen die Welt das *Corpus iuris civilis* verdankt, durch den Herrscher des Osmanischen Reiches, Mohammed den Großen, grade zertrümmert und 1453 auch Konstantinopel erobert worden. Die Digesten aber hatten sich längst verselbständigt und wurden zum meistzitierten Normenmaterial der juristischen Weltliteratur, bis sie schließlich durch die Zweitausend-Seiten-Edition Theodor Mommsens, des langjährigen Sekretars der Philosophisch-historischen Klasse unsere Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ihre bis heute gültige Gestalt erhielten.[39]

Auch wenn seit etwa einhundert Jahren das rezipierte römische Recht seine unmittelbare Geltung eingebüßt hat, so lassen sich viele seiner Strukturen, Kategorien und Begrifflichkeiten aus dem heutigen Gesetzesrecht kapitalistischer Gesellschaften ebenso wenig hinausfiltern, wie die Wörter romanischen Ursprungs aus dem heutigen Englisch.[40] Das antike Recht Roms hat sich nämlich als das durchdachteste Regelwerk für die Lebensverhältnisse und Kollisionen einer auf Privateigentum beruhenden Gesellschaft von Warenproduzenten erwiesen, da es die privatrechtlichen Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft antizipierte.[41]

V.

Unsere Leibniz-Sozietät hätte gut daran getan, Mommsen auch aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers zu würdigen. Schließlich galt der Nobelpreis nicht dem Historiker, nicht dem Altertumswissenschaftler und nicht einmal dem Juristen Mommsen. Das eigentlich Erforderliche nachzutragen, steht mir nicht zu.

---

39 Mommsen [Anm. 1].

40 So: Jacob Grimm, *Kleinere Schriften*, Bd. 7, Berlin 1884, S. 561.

41 So: Marx/Engels, *Gesamtausgabe* [MEGA], Bd. II/1, Berlin 1976, S. 44; Marx/Engels, *Werke* [MEW], Bd. 21, Berlin 1962, S. 397 f. – Vgl. H. Klenner, „Von den Griechen lernen, was schön, von den Römern lernen, was recht ist?“, in: *Zum Problem der Geschichtlichkeit ästhetischer Normen* (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Nr. 1G), Berlin 1986, S. 22 f.

Nicht verkneifen aber möchte ich mir wenigstens die Andeutung, daß Lion Feuchtwanger, der Allergebildetsten einer unter den Epikern deutscher Zunge des vorigen Jahrhunderts, seinen *Jüdischen Krieg*, seinen *Falschen Nero*, seine *Füchse im Weinberg* wie seinen *Erfolg* im Grenz- und Überlappungsgebiet von Schriftstellern und Historikern ansiedelte.[42] In seiner weit weniger bekannten Theorie historischer Romane, dem *Haus der Desdemona*, hat er mehrfach Mommsen erwähnt, hat dessen Meinung, daß Poesie und Historie eine gemeinsame Mutter, nämlich die Phantasie haben, zitiert und die Geschichte als ein unentbehrliches Distanzierungsmittel des Schriftstellers bezeichnet, um dessen eigenes Weltbild möglichst treu wiederzugeben.[43] Mit Bertolt Brecht hat er im US-Amerikanischen Exil über Mommsen und darüber diskutiert, daß die Lügen der Schriftsteller sich als lebendiger erweisen als die Tatsachen der Historiker und daß es die Geschichtsschreiber sind, die über die Geschichte triumphieren.[44]

Der Brecht wiederum hat für seine *Geschäfte des Herrn Julius Caesar* und einige andere Fragmente eine noch in seiner Nachlaß-Bibliothek, Chausseestraße 125 in Berlin-Mitte, vorhandene Ausgabe von Mommsens *Römischer Geschichte* – besonders des dritten Bandes elftes Kapitel – ausgebeutet. Vor allem aber hat er ungeachtet seiner prinzipiellen Distanz zum Roman*inhalt* Mommsens dessen von Marx bis Nietzsche, von Lukacz bis Maschkin zu einem schockierenden, weil anachronistischen und subjektivistischen Verwirrspiel erklärte Roman*methode*, kapitalistische Kategorien für antike Vorgänge zu benutzen,[45] als ein, wenn auch unvollkommenes, Verfahren gewürdigt, in Aufklärungsabsicht den Verfremdungseffekt zu verwenden.[46]

Ernsthaft gefragt: Wen eigentlich hätte Mommsen in die Irre führen können, als er den sizilianischen Sklavenaufstand von 130 vor unserer Zeitrech-

42 Vgl. H. Klenner, „Dr. phil. Dr. jur. h. c. Lion Feuchtwanger“, in: Staat und Recht“, Jg. 3, Berlin 1954, S. 438–442.

43 Feuchtwanger, Das Haus der Desdemona oder Größe und Grenzen der historischen Dichtung, Rudolstadt 1961, S. 31, 156, 221.

44 Brecht, Arbeitsjournal 1938–1955, Berlin 1977, S. 186 (8. Oktober 1941); vgl. auch Feuchtwanger, Centum Opuscula, Rudolstadt 1956, S. 508–515: „Vom Sinn und Unsinn des historischen Romans“.

45 Vgl. etwa: Marx/Engels, Werke (MEW), Bd. 25, Berlin 1964, S. 795; Nietzsche, Werke, Bd. 10, Leipzig 1903, S. 255; Georg Lukacs, Der historische Roman, Berlin 1955, S. 186; N. A. Maschkin, Römische Geschichte, Berlin 1953, S. 53; Herbert Crüger, Der Verlust des Objektiven, Berlin 1975, S. 77. Vgl. auch: Egon Flaig, „Im Schlepptau der Masse. Politische Obsession und historiographische Konstruktion bei Jacob Burckhardt und Theodor Mommsen“, in: Rechtshistorisches Journal, Bd. 12, Frankfurt 1993, S. 405–442.

nung eine „proletarische Insurrektion“ nannte? Oder als er den römischen Prinzipat „eine durch die rechtlich permanente Revolution temperierte Autokratie“ hieß? Versündigte sich Mommsen wirklich an der Vergangenheit, als er in seiner *Römischen Geschichte* schrieb, daß „das Kapital gegen die Arbeit, d. h. gegen die Freiheit der Person den Krieg führte, natürlich wie immer in strengster Form Rechtens“? Als Mommsen die Sklavenjagden im Altertum mit den Neger- und Judenpogromen in der Moderne parallelisierte, verschärften da seine Modernismen nicht eher umgekehrt die Einsicht in die Notwendigkeit, endlich das Widerwärtigste in der Gegenwart zu beseitigen? Gibt es nicht auch in einem Werk über Strafrechts*geschichte* Allgemeingültiges mitzuteilen, zum Exempel: „Unparteilichkeit im politischen Prozeß steht ungefähr auf einer Linie mit der unbefleckten Empfängnis; man kann sie wünschen, aber nicht sie schaffen“? Verwischte folgender Vergleich wirklich die Grenzen zwischen den ökonomischen Gesellschaftsformationen: „Man versuche sich ein London zu denken mit der Sklavenbevölkerung von New Orleans, mit der Polizei von Konstantinopel, mit der Industrielosigkeit von Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der Pariser von 1848, und man wird eine ungefähre Vorstellung von der republikanischen Herrlichkeit gewinnen, deren Untergang Cicero und seine Genossen in ihren Schmollbriefen betrauern. Caesar trauerte nicht, aber er suchte zu helfen“?[47] Oder gibt es gar keine Gemeinsamkeiten zwischen den unterschiedlichen Erscheinungsformen der Herr-und-Knecht-Relation in der Menschheitsgeschichte? Analogisieren und Identifizieren sind doch auch Gegensätze! Aussagen können doch auch eine appellative Funktion haben, jedenfalls für die Aufgeweckten unter den Lesern. Distanzierungsmethoden und Verfremdungseffekte als Medium von Erkenntnisgewinn.

Und, um auch das noch anzufügen, vom bedeutendsten deutschen Dramatiker nach Brecht ist ein Poem: *Mommsens Block* überliefert. Vermutlich durch einen Brief Nietzsches über den Brand im Haus Mommsen, Machstraße 8 in Charlottenburg bei Berlin, angeregt, aus dem zu entnehmen war, daß der Historiker mit den vielleicht mächtigsten Vorarbeiten unter den jetzt lebenden Gelehrten immer wieder in die Flammen hineingestürzt sei, um seine

46 Bertolt Brecht, Werke (Große kommentierte Ausgabe), Berlin/Weimar/Frankfurt 1988–2000, besonders Bd. 17, S. 163 ff.; Bd. 18, S. 389; Bd. 20, S. 79; Bd. 21, S. 173; Bd. 22, S. 220; Bd. 27, S. 15; Bd. 29, S. 64; Bd. 30, S. 93. Vgl. auch Werner Mittenzwei, Das Leben des Bertolt Brecht, Bd. 1, Berlin/Weimar 1986, S. 600 f.

47 Die voranstehenden Zitate finden sich bei: Mommsen [Anm. 11], Bd. 2, S. 74, 79; Bd. 3, S. 513, 563; Mommsen [Anm. 8], Bd. II/2, S. 1133; Mommsen [Anm. 24], S. 531.

Exzerpte zu retten – „als ich die Geschichte hörte, drehte sich mir das Herz im Leibe um, und noch jetzt leide ich physisch, wenn ich daran denke. Aber was geht mich Mommsen an? Ich bin ihm gar nicht gewogen“ [48] –, beginnt Heiner Müller, über die angebotenen Antworten auf die Frage zu sinnieren, warum es keinen vierten Band von Mommsens *Römischer Geschichte* gebe? Sei das Manuskript mitverbrannt oder habe ihr Autor, seines heißgeliebten Caesars Tod zu schildern, nicht mehr die Leidenschaft gehabt? Und warum?

Es ist die Unerbittlichkeit der Menschheitsgeschichte, die Müller, ausgelöst durch Mommsens Wohnungsbrand, reflektiert.[49] In einem Dreisprung ohnegleichen parallelisiert er den Untergang des römischen Imperiums mit dem jenes Deutschen Reiches, dessen Geburtshelfer Bismarck zugleich sein Totengräber war, aber auch mit dem „Sturz der asiatischen Despotie Produkt / Einer falschen Lektüre und fälschlich genannt / Sozialismus nach dem großen Historiker des Kapitals“, einem Untergang, dem auch Mommsens Wissenschaftsakademie zum Opfer gefallen sei, während sein Denkmal nun wieder auf dem Sockel „Vor der Universität benannt nach Humboldt / Von den Machthabern einer Illusion“ stehe. – Man sollte sich diesen Brutaltext von seinem Autor selbst gesprochen anhören, denn Müller zählt, wie Feuchtwanger und wie Brecht, zu jenen Dichtern, die ihre eigene Poesie verstanden haben.

Bedenkt man es recht, dann ist *Mommsens Block* aus dem Jahre 1992 ein Triptychon wie das zu Beginn meines Memorials aus dem Jahre 1849 erwähnte. Damals freilich endete es mit einem *Dominium est furtum*! Müller offeriert als Koda das *Catch-as-catch-can* im Deutschland des zu Ende gehenden zwanzigsten Jahrhunderts: Die „Lemuren des Kapitals Wechsler und Händler“ agieren als „Helden der Neuzeit“, und es schlagen „die Armen auf die Ärmsten ein“. – Machen wir uns nichts vor: Es ist unsere Wirklichkeit, in der wir warten „for the earthquakes to come“.

---

48 Nietzsche, Werke (ed.: Karl Schlechta), Bd. 3, München 1977, S. 1164 (Brief vom 18. Juli 1880 an Peter Gast).

49 Vgl. Heiner Müller, Die Gedichte, Frankfurt 1998, S.257–263: “Mommsens Block“ [Dezember 1992].

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 125–135*

Reimar Müller

Mommsen und die altertumswissenschaftliche Forschung der Berliner Akademie

Theodor Mommsen war eine der großen Gestalten der Berliner Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts:[1] am Ende seines Lebens für sein meisterhaftes Geschichtswerk durch den Nobelpreis geehrt; als herausragender Wissenschaftsorganisator von disziplinenübergreifender Bedeutung; als Initiator neuer wissenschaftlicher Arbeitsformen Schrittmacher für die Neufundierung der Altertumswissenschaft;[2] als liberaler Politiker Vorkämpfer politischer und geistiger Freiheit gegen die nationalistische Politik des späten Bismarck.

---

1 A. Harnack, Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, I–III, Berlin 1900; Wissenschaft in Berlin von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945. Autorenkollektiv unter Leitung von H. Laitko, Berlin 1987; C. Grau, Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten, Heidelberg-Berlin-Oxford 1993; St. Rebenich, Theodor Mommsen und Adolf Harnack. Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Edition und Kommentierung des Briefwechsels, Berlin-New York 1997.

2 Zur Biographie Mommsens und seiner Stellung in der Geschichte der Altertumswissenschaft: L.M. Hartmann, Th. Mommsen. Eine biographische Skizze. Mit einem Anhange: Ausgewählte politische Aufsätze Mommsens, Gotha 1908; U. von Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie, Leipzig 1959 (Nachdruck der 3. Auflage 1927), 70 f.; A. Heuss, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956; L. Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, I–IV, Frankfurt a.M. 1959–1980; A. Wucher, Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik, 2. Aufl., Göttingen 1968; J. Kuczynski, Theodor Mommsen. Porträt eines Gesellschaftswissenschaftlers. Mit einem Kapitel über Mommsen, den Juristen, von Hermann Klenner, Berlin 1978 (Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 9); Chr. Kirsten (Hrsg.), Die Altertumswissenschaft an der Berliner Akademie. Wahlvorschläge zur Aufnahme von Mitgliedern von F.A. Wolf bis zu G. Rodenwaldt 1799–1932.Bearbeitet von H. Battré und I. Neßler. Mit einer Einführung von H. Kreißig, Berlin 1985; Theodor Mommsen 1817–1903. Akademie der Wissenschaften der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften (Kolloquien H. 40), Berlin 1964; K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft, München 1982; St. Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie, München 2002.

Man kann Mommsens überragende Rolle in der Wissenschaft nur verstehen, wenn man die tiefen Wandlungen bedenkt, die die Antikerezeption und die Altertumswissenschaft seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erfahren hatten. Mit den Traditionen der klassischen deutschen Literatur durch Wilhelm von Humboldt und Friedrich August Wolf verbunden, überwand die Altertumskunde deren Beschränkungen durch die neuen Denkansätze der kritischen Geschichtsschreibung B.G. Niebuhrs und der enzyklopädischen Wissenschaftskonzeption August Boeckhs. Mit der Gründung der Berliner Universität und der Reform der Akademie, für die Namen wie Humboldt, Niebuhr und Schleiermacher stehen, wurden auch die Weichen für die Erforschung der Antike neu gestellt. Niebuhrs eindringende Quellenkritik und Analyse gesellschaftlicher und politischer Strukturen Italiens und des frühen Rom, Boeckhs Erforschung der wirtschaftlichen und finanziellen Existenzgrundlagen des klassischen Athen bezeichnen eine Wende im Umgang mit der Antike. Das klassizistische Bild von Schönheit und Harmonie, wie wir es noch bei Ernst Curtius finden, wird fortschreitend ersetzt durch ein tieferes Eindringen in die realen Grundlagen des antiken Lebens. Die Vielfalt der ethnischen Gliederung Italiens, die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Plebs und Aristokratie in Rom, die Funktionsweise der staatlichen Strukturen im römischen Imperium, das Alltagsleben in seiner Vielfalt rücken in einer vorher nicht gekannten Weise in das Blickfeld der Forschung. Für Griechenland wie für Rom werden Quellengruppen wie Inschriften, Münzen, Papyri zum Gegenstand einer gründlichen Analyse und ermöglichen ein umfassenderes Bild von Gesellschaft, Staat und Kultur. Das von Niebuhr und Boeckh gelegte Fundament kritischen Umgangs mit der antiken Überlieferung noch tiefer zu gründen, gelingt Mommsen mit der neue Perspektiven eröffnenden Arbeitsweise eines Forschers, der zugleich Historiker, Jurist und Philologe ist.

Beginnen wir mit dem wichtigsten Arbeitsfeld des Gelehrten Theodor Mommsen an der Berliner Akademie. Die Anfang des 19. Jahrhunderts von der Akademie als Ziel formulierte umfassende Sammlung, Edition und Auswertung der Inschriften (in ihren Anfängen auf die antiquarische Sammeltätigkeit der Renaissance zurückgehend), hatte für Griechenland eine erste Realisierung in Boeckhs *Corpus Inscriptionum Graecarum* (1828–1859) gefunden. Mommsen hebt mit der Planung und Realisierung eines *Corpus Inscriptionum Latinarum* die Epigrahik auf ein höheres Niveau wissenschaftlicher Systematik und Durchdringung. Programmatisch erklärt er, 1858 zum Ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt, in seiner Antrittsrede die

quellenkritische Grundlagenforschung zur Hauptaufgabe der Altertumswissenschaft an der Akademie: „Es ist die Grundlegung der historischen Wissenschaft, daß die Archive der Vergangenheit geordnet werden“.[3] Ziel ist es, das Material für die historische Forschung durch Sammlung und Aufbereitung der verschiedenen Formen von Quellen bereitzustellen. Bereits 1847 hatte Mommsen in einer Denkschrift an die Akademie sein Konzept eines umfassenden Inschriftencorpus dargelegt. Sämtliche lateinischen Inschriften sollten, geographisch und inhaltlich geordnet, verfügbar werden.[4] Über zehn Jahre eines zähen Kampfes mit widerstrebenden Kräften in der Akademie waren erforderlich, ein neues epigraphisches Konzept durchzusetzen. Es ging nicht nur um die Vollständigkeit der Materialerfassung, sondern um die Autopsie der Denkmäler, deren Reproduktion mit Hilfe von Abklatschen und Zeichnungen (dann auch Photographien), die Fixierung des historischen und archäologischen Umfeldes der einzelnen Inschriften und deren textkritische Bearbeitung.

Starke Kräfte waren gefordert in Gestalt der Zuarbeit externer Mitarbeiter und intensiver redaktioneller Gemeinschaftsarbeit in der Akademie. Die Mitwirkung zahlreicher ausländischer Gelehrter in den Standortländern ermöglichte die Nachprüfung der Inschriftentexte und die Bereitstellung eines umfänglichen wissenschaftlichen Materials. Die Erschließung der Quellen durch Indices trat an die Stelle der von Boeckh gebotenen ausführlichen Kommentare. Mit ihrer Hilfe konnte der vielfältige Inhalt der Inschriften für die Zwecke der Forschung in einer großen Varianzbreite erschlossen werden. Es ist für die wissenschaftliche Persönlichkeit Mommsens charakteristisch, daß es für ihn im Hinblick auf die Detailarbeit zwischen dem Leiter des Projekts und den Mitarbeitern keinen Unterschied gibt. Der Leiter muß Organisator der Arbeit und zugleich detailbesessener Mitarbeiter sein. Große Teile der frühen Bände des Corpus hat Mommsen selbst erarbeitet. Für die anderen Teile hat er sämtliche Korrekturen mit gelesen und dabei eine eindringende Kritik geübt. Als der unermüdlich arbeitende, in seiner Konzentration durch nichts zu störende Gelehrte, der bei der täglichen Straßenbahnfahrt von Charlottenburg nach Berlin seine Korrekturen liest, ist Mommsen auch von der Berliner Öffentlichkeit wahrgenommen worden.

Mit Entschiedenheit hat Mommsen das Prinzip der Vollständigkeit der Materialerfassung vertreten. Die Arbeit am Corpus stellt sich ihm als ein

3 Th. Mommsen, Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 37.
4 Th. Mommsen, Über Plan und Ausführung eines Corpus Inscriptionum Latinarum, Berlin 1847.

Dienst an der *künftigen* Forschung dar, der uneigennützig erbracht werden muß: „Unser Werk lobt keinen Meister und keines Meisters Auge erfreut sich an ihm, denn es hat keinen Meister, und wir sind alle nur Gesellen“.[5] Im Nachruf auf seinen Lehrer und Freund Otto Jahn hat Mommsen von den Verpflichtungen gesprochen, die die Quellen- und Forschungsarbeit dem Wissenschaftler auferlegt, wenn er die „sogenannte streng philologische Methode“ charakterisiert: “... das heißt einfach die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und andern Rechenschaft legende Wahrheitforschung“.[6] Die philologische Methode, wie sie ihm von Otto Jahn nahegebracht worden war, hat Mommsens Tätigkeit auch sonst im editorisch-textkritischen Bereich bestimmt. Neben der Arbeit an den Corpora hat Mommsen bis in die letzte Zeit seines Lebens eine große Zahl von Einzeleditionen, vor allem historischer und juristischer Texte, vorgelegt. Die Gefahr, daß sich die Arbeit an den Forschungsmitteln selbst zum letzten Zweck setzen könnte, daß das größere Ziel, umfassende Zusammenhänge zu erfassen, aus den Augen verloren wird, hat bei einer Gelehrtenpersönlichkeit wie Mommsen nie bestanden. Später konnte sie durchaus entstehen und zu Verschiebungen in der Auffassung vom Wesen wissenschaftlicher Forschung führen. Davon wird noch zu sprechen sein.

Das Besondere an Mommsens Forscherpersönlichkeit bestand darin, daß es in seinem gesamten langen Gelehrtenleben ein ausgewogenes Verhältnis von editorischer Tätigkeit, historischer Einzelforschung und eindringender Analyse der großen Zusammenhänge und ihrer Darstellung gegeben hat. Auf die frühen Jahre des Sammelns und der textkritischen Bearbeitung des Materials bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien von 1844 bis 1847 (seine Frucht war die Sammlung der Inschriften des Königreichs Neapel) folgte von 1848 bis 1857 die Phase der Lehrtätigkeit an den Universitäten Leipzig, Zürich und Breslau und, in sie eingebettet, die Abfassung der zunächst dreibändigen Römischen Geschichte. Mommsen wird durch dieses Werk zum großen Historiker: ein um die Totalität seines Gegenstandes ringender Forscher und Darsteller, der die Geschichte als genetischen Prozeß der gesellschaftlichen, politischen und kulturellen, in bestimmtem Maße auch der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung begreift. Mommsen hat in allen Phasen seiner Arbeit, in den frühen Jahren in Italien, während seiner Tätigkeit als

5 Th. Mommsen, Reden und Aufsätze, S. 197.
6 Th.Mommsen, Reden und Aufsätze, S. 459.

Universitätslehrer und in den Berliner Jahren an der Akademie eine Vielzahl von historischen Einzeluntersuchungen vorgelegt. Die Einheit von Einzelforschung und einer auf Totalität abzielenden Darstellung wird sich später auf höherer Stufe herstellen: im 5. Band der Römischen Geschichte, in der Darstellung des Römischen Staatsrechts und des Römischen Strafrechts, wobei die beiden letzteren Werke, auf Systematik angelegt, das System als Ergebnis eines historischen Prozesses begreifen lassen.[7]

Freilich hat Mommsen den Unterschied zwischen Geschichtsschreibung und Einzelforschung durchaus nicht nivelliert. Gerade weil er in beiden Bereichen beheimatet war und in beiden meisterhafte Leistungen vollbrachte, konnte er die höheren Stufen synthetisierender Darbietung, die von einer Fülle von Fakten zur Darstellung großer Zusammenhänge gelangt, als eine Form von Wissenschaft deuten, die eher eine Verwandtschaft zur Tätigkeit des Künstlers aufweist: „Der Schlag aber, der tausend Verbindungen schlägt, der Blick in die Individualität der Menschen und der Völker spotten in ihrer hohen Genialität alles Lehrens und Lernens. Der Geschichtschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten".[8]

Was bedeutet Mommsens wissenschaftliche Konzeption im Rahmen der Gesamtentwicklung der Akademie und was bedeutet sie für die Entwicklung der Altertumswissenschaft? Mommsens prägende Wirkung als Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator besteht darin, auf Vorläufer wie Boeckh und Savigny sich stützend, die Möglichkeiten und Erfordernisse nicht nur erkannt, sondern auch realisiert zu haben, die die Akademie für neue Formen der historischen Forschung bot. Wir sehen uns dem merkwürdigen Phänomen gegenüber, daß der Begriff der „Großwissenschaft", später bei Harnack sogar der so modern anmutende Begriff eines „Großbetriebs der Wissenschaft",[9] zuerst auf Gebiete angewandt wurde, die über die Jahrhunderte individuell betrieben worden waren. Die Neuorientierung erfolgte in explizitem Bezug auf die Entwicklung der modernen Wirtschaft. Die Arbeitsteilung in der industriellen Produktion bildet den Bezugspunkt für die Parole von der arbeitsteiligen Forschung. Über die Größenverhältnisse sollte man keine übertriebenen Vorstellungen haben. Es ging um das Zusammenwirken einer leitenden Persönlichkeit mit wenigen wissenschaftlichen Mitarbeitern, den später sog. wissenschaftlichen Beamten, einer Reihe von temporären Helfern

7 H. Klenner, Der Jurist, in: J. Kuczynski, Theodor Mommsen (vgl. Anm. 2), S. 182 ff.
8 Theodor Mommsen, Reden und Aufsätze, S. 11.
9 A. von Harnack, Vom Großbetrieb der Wissenschaft, in: Aus Wissenschaft und Leben, I, Giessen 1911, S. 11 f.

für Korrekturen und technische Arbeiten und einer mehr oder minder großen Zahl von Kooperationspartnern, die als Zulieferer aus verschiedenen Ländern dienten. Mommsen hatte nicht nur die Erfordernisse einer Zeit erkannt, in der nicht mehr der einzelne Wissenschaftler alles allein leisten konnte. Erkannt hatte er auch die größeren Möglichkeiten, die sich für die Akademie in einer Zeit wirtschaftlicher Prosperität ergaben. In einer Festrede von 1874 erklärte er: „Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Association übersteigen, vor allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Materials muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu aber bedarf es eines Vermittlers; und das rechte Organ des Staats für diese Vermittlung ist die Akademie“.[10]

Mommsen entwickelte eine Reihe von Konzepten, um, über das Corpus der Inschriften hinausgehend, Großprojekte auf den Weg zu bringen. Auf seinen Antrag entstand das Unternehmen eines Verzeichnisses der römischen Senatoren und Ritter aus den ersten drei Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit (*Prosopographia Imperii Romani*).[11] Begonnen 1874 auf der Grundlage des Materials der Indices des CIL, enthält es die wichtigsten Daten, vor allem die sog. Ämterlaufbahn dieses Personenkreises. Die Sammlung und Edition der Münzen, zunächst als in dieser Form nicht realisierbares Projekt eines die ganze Antike umfassenden *Corpus Nummorum*, wurde dann 1888 für die Münzen Nordgriechenlands (heute „Griechisches Münzwerk) ins Werk gesetzt.[12] Seit 1890 arbeitete Mommsen mit dem Theologen und Kirchenhistoriker Adolf Harnack an der Vorbereitung und Realisierung eines Corpus der „Griechischen Christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte“ (GCS), für ihn, den *„homo minime ecclesiasticus“*, nicht ein theologisches Anliegen, sondern ein Mittel der Erschließung wichtiger Quellen für die Geschichte des Imperium Romanum, deren Grundlage ein historisch fundiertes Verständnis der frühen christlichen Religion und Kirche bildete.[13] Zusammen mit Harnack plante Mommsen auch das unter den Zeitgenossen umstrittene Projekt eines spätantiken Personenverzeichnisses, einer *Prosopographia saeculorum*

10 Th. Mommsen, Reden und Aufsätze, S. 47.
11 K.P. Johne, 100 Jahre Prosopographia Imperii Romani, Klio 56, 1974, S. 21 ff.
12 E. Schönert-Geiß, 100 Jahre Griechisches Münzwerk, Klio 73, 1991, S. 298 ff.
13 J. Irmscher – K. Treu (Hrsg.), Das Korpus der Griechischen Christlichen Schriftsteller: Historie, Gegenwart, Zukunft. Eine Aufsatzsammlung, Berlin 1977 (Texte und Untersuchungen 120).

IV–VI, das auf der Grundlage der in der Akademie erarbeiteten Materialien erst nach dem Zweiten Weltkrieg in Großbritannien und Frankreich realisiert wurde. Es wundert uns nicht, daß Mommsen die außerordentliche Bedeutung der Papyri für die Erforschung der Antike nicht nur früh erkannt, sondern auch Pläne für deren Sammlung und editorische Aufbereitung in einem „*Corpus papyrorum*“ entwickelt hat. Es sollte von der Akademie in Zusammenarbeit mit den Berliner Museen erarbeitet werden, gehörte aber zu den Projekten des späten Mommsen, die, wie die Prosopographie der Spätantike, als nahezu gigantomanisch kritisiert wurden.

Mommsen fand immer wieder begabte Mitarbeiter, die die Mühen der Corpusarbeit auf sich nahmen. Viele von ihnen gelangten in eine wissenschaftliche Laufbahn, die manche auch an die Berliner Universität führte. Zu nennen sind vor allem Hermann Dessau und Otto Hirschfeld. Letzterer begründete als Inhaber des Lehrstuhls für Römische Geschichte an der Universität ein Institut für römische Altertumskunde, Vorläufer des Instituts für klassische Altertumswissenschaft, das später Wilamowitz unter Mitarbeit von Diels und Norden realisierte. Schüler Mommsens wie U. Wilcken, O. Seeck und L.M. Hartmann wurden auf dessen Empfehlung auf Hochschullehrstühle berufen, in Konkurrenz mit anderen Kandidaten, die nicht zu Mommsens Umfeld zählten. Im übrigen muß man, um ein vollständiges Bild von den Leistungen der Berliner Altertumswissenschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu gewinnen, die Erforschung der Geschichte und Kultur Griechenlands voll in den Blick fassen. Hier nahmen eine glanzvolle Entwicklung im Anschluß an Boeckhs *Corpus Inscriptionum Graecarum* die spätere Sammlung *Inscriptiones Graecae*; im Anschluß an Immanuel Bekkers Aristoteles-Ausgabe die große Edition der *Commentaria in Aristotelem Graeca* (CAG), die von Hermann Diels geleitet wurde; die ebenso von Diels geleistete Erarbeitung der *Doxographi Graeci*, aus der dessen berühmte Sammlung der Fragmente der Vorsokratiker hervorging; schließlich die gleichfalls von Diels begründeten Editionsreihen *Corpus Medicorum Graecorum* (CMG) und *Corpus Medicorum Latinorum* (CML).[14]

Eine wesentliche Grundlage für Mommsens Einfluß auf die Gesamtentwicklung der Akademie war die von 1874 bis 1895 wahrgenommene Stellung des Sekretars der philosophisch-historischen Klasse, die ihm unter anderem

14 Zur Bedeutung von Diels für die Altertumswissenschaft und die Wissenschaftsorganisation vgl. Hermann-Diels-Ehrung des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR am 21. Februar 1973 (Beiträge von R. Müller, J. Kollesch, H. Wilsdorf, J. Irmscher), Philologus 117, 1973, S. 270 ff.

auch die Möglichkeit bot, Mittel privater Stiftungen für die Akademieforschung zu erschließen. Sein Einfluß auf die historische Forschung weit über die Grenzen der Antike hinaus beruhte auf der Mitgliedschaft (überwiegend in den führenden Gremien) im Deutschen Archäologischen Institut: bei den *Monumenta Germaniae Historica* (wo er in hervorragender Initiative die Reihe *Auctores antiquissimi* begründete und zu einem beachtlichen Teil selbst realisierte); in der Reichslimeskommission, an deren Begründung und Tätigkeit er wesentlichen Anteil hatte; in der Römisch-Germanischen Kommission. Mommsen wirkte entscheidend mit bei der Vorbereitung des Kartells der deutschsprachigen Akademien, dem die Berliner Akademie dann freilich nicht beitrat. Vor allem setzte er sich für den von diesem Gremium initiierten Thesaurus Linguae Latinae ein. In der Internationalen Assoziation der Akademien vertrat er gemeinsam mit Hermann Diels die Berliner Akademie beim ersten Kongress 1901.

Ein weiterer Faktor muß zur Sprache kommen, wenn man Mommsens Stellung in der Berliner Akademie und im Hochschulwesen erklären will. Er verfügte über enge Beziehungen zur zentralen Schaltstelle der preußischen Wissenschafts- und Kulturpolitik, dem Unterrichtsministerium, das seit 1882 in Gestalt von F. Althoff in ungewöhnlicher Intensität die Koordinierung und Kontrolle des Wissenschafts- und Bildungswesens in Preußen und Deutschland innehatte. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, über Wesen und Struktur dieses „Systems Althoff“ zu sprechen.[15] Es hat zum Ausbau des preußischen und darüber hinaus deutschen Universitätswesens entscheidend beigetragen. Mommsen hat (neben Ed. Zeller, H. Diels, U. von Wilamowitz-Moellendorff und A. Harnack) im System Althoff über große Wirkungsmöglichkeiten verfügt, die der Akademie in hohem Maße zustatten gekommen sind. Er machte von ihnen Gebrauch, obwohl er gegenüber einer ziemlich autoritär wirkenden Machtkonzentration starke Vorbehalte hatte. Zahlreiche Projekte wurden im Einvernehmen mit dem Ministerium ins Werk gesetzt, Stellen genehmigt, Personalentscheidungen getroffen. Mommsen hatte wesentlichen Anteil an der Gewinnung befähigter Wissenschaftler für die Berliner Universität und ihre Zuwahl in die Akademie.

Der eigentliche Erbe Mommsens in dieser herausragenden Position war Harnack, der, 1896 mit der Abfassung der Geschichte der Akademie beauftragt und bei deren Ausarbeitung von Mommsen unterstützt, 1900 eine maßgebliche

15 B. vom Brocke (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive, Hildesheim 1991 (Edition Bildung und Wissenschaft).

Rolle bei der Ausgestaltung des Jubiläums der Akademie spielte. Die ihrerseits schon ungewöhnliche Stellung Mommsens in der Wissenschaftsorganisation wurde von Harnack weit übertroffen, der, seit 1905 Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, an herausragender Stelle bei der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und als deren erster Präsident wirkte. Wenn wir ihn als Erben Mommsenscher Aktivitäten sehen, sind doch auch Unterschiede zwischen beiden Persönlichkeiten hervorzuheben. Mommsen hatte als 48er Liberaler an seinen politischen Grundpositionen zeitlebens festgehalten, seit 1878 in heftigen Auseinandersetzungen mit Bismarck gegen dessen antiliberale und nationalistische Politik gekämpft und den Antisemitismus eines Treitschke als Ausdruck konservativ-nationalistischer Ideologie scharf verurteilt. Am Ende hat er sich sogar, wie andere Vertreter linksliberaler Politik, um ein Gegenwicht gegen die konservativen Parteien zu schaffen, der Sozialdemokratie angenähert. Harnack fügte sich in das autoritäre Herrschaftssystem Wilhelm II. ein. Eine in seinen Kreise seltene Flexibilität bewies er dann aber in der Weimarer Republik zugunsten der Kontinuität der deutschen Wissenschaft, von konservativen Kräften scharf kritisiert und des „Verrats“ bezichtigt.

Versuchen wir eine Summe. Mommsen hat in seiner Person noch einmal zusammengeführt, was sich in der Alten Geschichte später z.T. von einander entfernen sollte: die Fähigkeit des Historikers, nach den Gesetzmäßigkeiten großer Entwicklungen zu fragen, und die Bereitschaft, durch eindringende Bearbeitung des Quellenmaterials der Forschung ein tiefes Fundament zu geben. Sein Prinzip einer „Erkenntnis des Gewesenen aus dem Gewordenen mittelst der Einsicht in die Gesetze des Werdens“ stellt eine höhere Stufe gegenüber Boeckhs Prinzip einer „Erkenntnis des Erkannten“ dar. Auch diese bezieht sich nicht nur auf Literatur, Philosophie und Wissenschaft, sondern auch auf das politische Handeln: „Sonach bildet das *ganze geistige Leben und Handeln* das Gebiet des Erkannten, und die Philologie hat also bei jedem Volke seine gesamte geistige Entwicklung, die Geschichte seiner Kultur nach allen ihren Richtungen darzustellen“.[16] Boeckhs progressivem Ideal einer Kulturgeschichte, die auch das materielle Produzieren und das politische Handeln einbezieht, ist dennoch Mommsens „Erkenntnis des Gewesenem aus dem Gewordenen“, die nach den „Gesetzen des Werdens“ fragt, als geschichtswissenschaftliche Fragestellung überlegen.

16 Vgl. R. Müller, Hermeneutik und Geschichte. August Boeckhs Beitrag zur Methodologie der Altertumswissenschaft, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin, Gesellschaftswiss. Reihe 36, 1987, 1, S. 5 ff.

In der Bewertung der Arbeit an den Quellen hat Mommsen Positionen vertreten, die in der Folgezeit bisweilen zu zwiespältigen Urteilen über das Verhältnis von Quellenarbeit und deren Verallgemeinerung zur Erkenntnis größerer Zusammenhänge geführt haben. Er hat Tendenzen einer Absolutsetzung der Quellenbearbeitung als Selbstzweck, die nicht mehr nach der Realisierung in größeren Zusammenhängen fragt, ungewollt Vorschub geleistet. Er selbst empfand die Situation als zwiespältig, in der die Sammlung und Aufbereitung des Materials im Dienste einer künftigen Forschung auch von Entsagung bestimmt war: „Wir klagen nicht und beklagen uns nicht; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben. Aber die Besten von uns empfinden es, daß wir Fachmänner geworden sind“.[17] Der Großbetrieb der arbeitsteiligen Wissenschaft kann zu einem einseitigen Spezialistentum führen. Ihm ist nur entgegenzuwirken, wenn die großen Zusammenhänge im Blick behalten werden. Das Material der Inschriften, Münzen, Papyri und anderen Quellen ermöglicht tiefe Einsichten in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, politische und Kulturgeschichte, wenn methodisch fundierte Fragen an es gerichtet werden. Mommsen war kein Positivist im gewöhnlichen Sinn. Er hat den Auftrag des Historikers, die Geschichte als Prozeß zu verstehen, sehr ernst genommen und war von der Verpflichtung des Historikers gegenüber der Gegenwart überzeugt. In diesem Sinn ist es ein großes Erbe, das er den historischen Wissenschaften hinterlassen hat. Nicht sprechen können wir hier von den teils gleichzeitig, teils bald nach ihm einsetzenden neuen Entwicklungen in der Alten Geschichte: die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellung von J. Beloch, die welthistorische Konzeption von Ed. Meyer, die Kulturgeschichte von J. Burckhardt und manches andere. Sie stellen Mommsens Werk in ein facettenreiches Umfeld, das die Alte Geschichte dann bis ins 20. Jahrhundert prägen sollte.

Zu einem beträchtlichen Teil gehen die altertumswissenschaftlichen Großprojekte der Berliner Akademie im 19. und 20. Jahrhundert auf Mommsens Initiativen zurück. Die Projekte haben Generationen von Wissenschaftlern vieles abverlangt, von der Weimarer Republik bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Deutschen Akademie der Wissenschaften und in der Akademie der Wissenschaften der DDR wurden sie fortgeführt vom Institut für griechisch-römische Altertumskunde und vom Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, wenn auch mit z.T. geringerem Potential, weil zahlreiche Aufgaben der Erforschung und Darstellung der antiken Ge-

17 Th. Mommsen, Reden und Ausätze, S. 198.

schichte und Kultur gleichzeitig zu lösen waren. Im Rahmen der Langzeitunternehmen der Berlin-Brandenburgischen Akademie geht die Arbeit an den Corpora weiter. Inschriften und Münzen werden, z.T. auf Grund der immer wieder sich einstellenden Neufunde, z.T. im Rahmen der Neubearbeitung überholter Editionen, mit verstärktem Personal weiter ediert. Zu nennen sind auch die zweite, völlige Neubearbeitung der *Prosopographia Imperii Romani* und das Speziallexikon zu dem Historiker Polybios. Diese Arbeiten werden gleichfalls im Bereich des *Corpus Medicorum Graecorum/Latinorum* und der Griechischen Christlichen Schriftsteller von hochqualifizierten Spezialisten geleistet. Im Bereich der Langzeitvorhaben gibt es aber auch Erosionserscheinungen, die schon zu Verlusten geführt haben.

Bisweilen wird jetzt über die Dauer der Langzeitprojekte Klage geführt. Wie andere seiner Zeitgenossen hat Mommsen die sich durch Neufunde immer wieder ergänzende Zahl der Quellen und die zu ihrer Aufbereitung notwendige Zeit unterschätzt und kam daher zu Fehleinschätzungen hinsichtlich der Realisierung der Projekte. Z.T. entstehen jetzt durch die moderne Computertechnik neue Möglichkeiten der Quellenspeicherung auf Datenbänken. In intensiven Diskussionen internationaler Fachgremien hat sich aber gerade im Fall der Inschriften die Auffassung durchgesetzt, daß an der Publikation in der bisherigen Form, d.h. in umfänglichen Corpusbänden, festzuhalten sei. Diese Fragen können uns hier nicht beschäftigen. An der wegweisenden Rolle der Konzeption Mommsens für die Forschung seiner Zeit und der Folgezeit vermögen die Probleme einer besseren technischen Umsetzung nichts zu ändern. Große Verdienste erwarb sich Mommsen um das Konzept einer fächerübergreifenden einheitlichen Altertumswissenschaft, wie sie, mit anderen Akzenten, vor ihm Boeckh und nach ihm Wilamowitz vertreten haben. Bei allen neuen Fragen, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte, Literaturwissenschaft, Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte in der Folgezeit aufwarfen, war hier doch ein übergreifender Rahmen geschaffen, der der Aufsplitterung der Wissenschaft in zahllose einzelne Bruchstücke entgegenwirken konnte.

Auf der Sitzung der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 19. Dezember 2002 hat unser Mitglied Parviz Khalatbari an einen Aufsatz von Jürgen Kuczynski erinnert, der vor genau 30 Jahren veröffentlicht worden war: Im Oktober 1972 war der Lehrstuhl Demographie an der Humboldt-Universität zu Berlin gegründet worden. Jürgen Kuczynski, der als Promotor der Demographie in der DDR gilt und sich stets für die Entwicklung dieser Wissenschaftsdisziplin engagierte, hat wenig später in einem kritischen Artikel in der "Weltbühne" die Aufgabe der Wissenschaft Demographie kurz und knapp, aber präzis skizziert. 30 Jahre nach seinem Erscheinen hat dieser Artikel, der nachfolgend abgedruckt wird, kaum an Aktualität eingebüßt.

Jürgen Kuczynski

Demographie

Weltbühne Nr. 51, 19. Dezember 1972, S. 1617f.

Alle paar Jahre entstehen „neue“ Wissenschaften – zumeist weil es einen „Trend zur Spezialisierung“ gibt, weil eine „neue“ Wissenschaft eigene Institute erfordert und natürlich auch eine ureigene Zeitschrift. Neulich traf ich jemanden aus Amerika, der sich einen Chemosoziologen nannte; er beschäftige sich, erklärte er mir, mit den Auswirkungen der Chemie auf die Gesellschaft, was ja so engagierten Chemikern wie Humphry Davy (1778–1829), Justus Liebig (1803–1873) oder Wilhelm Ostwald (1853–1932) noch, da gesellschaftliche Verpflichtung, eine Selbstverständlichkeit für jeden Chemiker schien.

Viel seltener ist der umgekehrte Fall: daß es eine Lehre gibt, die bereits ein hohes Niveau der Untersuchung der Tatsachen erreicht, eine prächtige Methodologie der Analyse entwickelt hat, aber immer noch nicht ein theoretisches System, ein System von Gesetzmäßigkeiten geschaffen hat – wie die Demographie, die Lehre von der Bevölkerung.

Zwar finden wir zum Beispiel in unserem Ökonomischen Lexikon die Stichworte „Bevölkerungsgesetz, kapitalistisches“ und „Bevölkerungsge-

setz, sozialistisches“, die besagen, daß mit der Akkumulation von Kapital eine Arbeitslosenarmee entsteht beziehungsweise daß im Sozialismus ein ständig steigender Bedarf nach Arbeitskräften besteht und der Beschäftigungsgrad wächst. Abgesehen davon, daß das zweite Gesetz einfach eine mechanische Umkehrung des ersten ist und gar nicht stimmt – denn das würde ja wohl bedeuten, daß nach Abschaffung der Arbeitslosigkeit in der sozialistischen Gesellschaft ein ständiger Mangel an Arbeitskräften herrschen müßte – , handelt es sich bei dem Gesetz für den Kapitalismus, das Marx entdeckt hat, nicht um ein Gesetz der Demographie, sondern um die spezifische Bewegung der Bevölkerung auf dem Arbeitsmarkt im Rahmen des materiellen Reproduktionsprozesses. Irgendwelche demographischen Gesetze aber, die etwas aussagen über notwendige Zusammenhänge der Entwicklung der Geburtlichkeit, der Fruchtbarkeit, der Reproduktion der Bevölkerung gibt es nicht.

Die Demographie ist über 200 Jahre alt, und allgemein gilt als ihr Begründer der Rechtswissenschaftler, Mediziner und Theologe Johann Peter Süssmilch, dessen Hauptwerk „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt,

dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen“ (Berlin 1741) betitelt ist. Der letzte bedeutende Methodologe der Bevölkerungsanalyse war R. Kuczynski (1876–1947). Einen Theoretiker der Demographie von Bedeutung hat es nicht gegeben und gibt es nicht.

Wohl aber gibt es Bevölkerungspolitiker, die wie Handwerker, sich auf bisher leider nur verwirrende Erfahrungen stützend, wirken müssen, da ihnen keine Wissenschaft, die ein System von Gesetzen entwickelt hat, zur Verfügung steht.

Es ist offenbar, daß heute nur noch Marxisten in der Lage sind, ein solches System von Bevölkerungsgesetzen zu entwickeln. Es ist offenbar, daß ihnen hier eine große und wichtige Aufgabe gestellt ist, die sie schnell erfüllen müssen. (Ende S. 1617)

*

Eine Aufgabe, die sie schnell erfüllen müssen ..., denn gerade die Entwicklung der Nachkriegsjahre hat uns überall die Notwendigkeit einer wissenschaftlich basierten Bevölkerungspolitik klargemacht. Auch wurde noch niemals die Welt von Bevölkerungsbewegungen so überrascht wie die Menschheit im letzten Vierteljahrhundert.

Oder hat etwa jemand erwartet, daß seit dem zweiten Weltkrieg:

- die Geburtenrate in den Entwicklungsländern genau die gleiche wie in den

vorangegangenen 200 Jahren bleiben würde, während die Sterblichkeit sich halbierte?

- die Fruchtbarkeit in den kapitalistischen entwickelten Ländern bis in den Anfang der sechziger Jahre so ansteigen würde, daß sie das Niveau der dreißiger Jahre, zum Teil beachtlich, übertreffen würde, nachdem sie seit Beginn des Jahrhunderts eine ständige Tendenz zum Sinken gezeigt hatte?
- die Reproduktion der Bevölkerung in allen entwickelten Ländern, ganz gleich ob sozialistisch oder kapitalistisch, gefährdet ist, wenn die Senkung der Fruchtbarkeit wie im letzten Jahrzehnt andauert?

Unter diesen Umständen ist es auch nicht verwunderlich, daß intelligente Demographen die noch vor kurzem in der kapitalistischen Welt so üblichen Bevölkerungsprognosen auf längere Sicht aufgegeben haben. Die amerikanische amtliche Statistik macht nur noch Modellberechnungen folgender Art: Unter Annahme einer Fruchtbarkeit von 3,1 oder 2,775 oder 2,45 oder 2,1 Kindern je Frau und einer gleichbleibenden Einwanderung entwickelt sich die Bevölkerung so und so – also „Prognose“ in Form von Rechenbeispielen.

Wenn aber die Prognose der Bevölkerungsbewegung in einem so hoffnungslosen Zustand ist – wie will man dann in den sozialistischen Ländern langfristig planen! Langfristig planen ohne Kenntnis der Zahl der Kinder, der Schüler, der Lehrlinge und Studenten, der jungen Arbeitskräfte am Ende des Jahrhunderts oder auch nur 1980!

Die marxistischen Gesellschaftswissenschaftler haben wahrlich eine ernste und dringende Verpflichtung, die Demographie zu einer Theorie, zu einem System von Gesetzen zu entwickeln! (Ende S. 1618)

59(2003)3, 160–164 *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*

Siegfried Wollgast

Francisco Suárez: Abhandlung über die Gesetze und Gott den Gesetzgeber. Übersetzt, hrsg. und mit einem Anhang versehen von Norbert Brieskorn, Haufe Mediengruppe Freiburg – Berlin – München – Würzburg – Zürich 2002, 864 S., 50, 11 €.

Der Jesuit F. Suárez (1548–1617) hat auf die Entwicklung der Metaphysik nicht nur im Katholizismus, sondern auch im Protestantismus bis hin zu G.W. Leibniz, Chr. Thomasius und Chr. Wolff prägend gewirkt. Vornehmlich gilt das für seine "Disputationes Metaphysicae" (1597). F. Suárez ist Metaphysiker, Völkerrechtler, Staats- und Rechtsphilosoph zugleich. Der hier in deutscher Übersetzung vorliegende „Tractatus de legibus ac de Deo legislatore“ (1612) wurde vom Autor seit 1582 vorbereitet. Offenbar liegt erst hiermit eine deutsche Übersetzung vor, nach 390 Jahren also. Und sie entspricht m.E. den Anforderungen der Sprache unserer Zeit. Die ausführliche Abhandlung (S. 9–632) hat vornehmlich Staats- und Rechtsphilosophie zum Gegenstand. Auch für F. Suárez gilt: sein Denken „ist nicht nur durch die hochscholastische Tradition und deren Aktualisierung im 16. Jahrhundert und nicht nur durch die Exerzitien und die Constitutionen seines Ordens, sondern auch vom Barock her beeinflußt“ (S. 642). Seine schärfsten Angriffe gelten dem Ordensmitbruder Gabriel Vázquez (1549–1604), dagegen folgt er stark dem Dominikaner Thomas von Aquino (1224/5–1274). N. Brieskorn sagt: „Dass der Traktat 'De Legibus' außerhalb des Ordens und mit Ausnahme einiger kleinerer Kreise ab dem 18. Jahrhundert in den Hintergrund trat, beruht auf mehreren Gründen, die gar nicht erschöpfend aufgezählt werden können“ (S. 655). Doch die zwei dort angeführten sind wohl nicht überwiegend. So sind doch wahrlich seit den französischen Kardinälen Richelieu und Mazarin, die sich eher N. Machiavellis Auffassungen zuwandten, seit B. Pascuals Angriffen auf Positionen von Suárez und seit Prägung des politischen und rechtlichen Umfeldes durch protestantisches Denken in der Frühen Neuzeit Jahrhunderte vergangen.

Der Herausgeber hat im Textteil alle Zitate bzw. Berufungen auf Werke belegt. Das gilt für Bibelstellen, antike, mittelalterliche und frühneuzeitliche Autoren. Sehr stark sind dabei Vertreter der Scholastik und der Neuscholastik vertreten. Es ist beeindruckend: N. Brieskorn gibt zum Buch I der „Abhandlung über die Gesetze und Gott den Gesetzgeber“ nach meiner Zählung 719, zum Buch II 446 Anmerkungen, also 1165 insgesamt! Allerdings fehlen dabei fast gänzlich inhaltliche Erklärungen. Wer weiß aber zum Beispiel heute noch etwas mit der „Glossa ordinaria Walafridi Strabonis in Sacram Scripturam“ anzufangen (S. 61, 836f.)? Vornehmlich dürfte doch vorliegende Arbeit für Juristen bestimmt sein. Auch sie wissen heute nicht mehr alles aus dem historischen Bereich, aus dem Mittelalter zudem, bei allem Respekt vor dem Unterricht in Rechtsgeschichte! Bei anderen Bänden dieser Reihe wurde dem Herausgeber selbst die Übersetzung lateinischer Satzteile, ebenso häufig eine Personenerklärung angeraten.

Höchst verdienstlich ist auch in diesem Band die Beigabe eines Siglenverzeichnisses und eines Glossariums (S. 793–801), eines Verzeichnisses der Quellen und der Sekundärliteratur, eines Autoren- und Werkindex (mit Lebensdaten!) sowie eines Personen- und Sachindex (803–859). Die Angaben des Anhangs sind dabei leider nicht erfaßt.

Bei der Übersetzung des Textes sind die Kapitel I/18–19 (S. 321) und II/11 (S. 513) nicht wiedergegeben. Sie mögen ja vornehmlich „theologischen Charakters“ sein, einen „ausschließlich die Bibel- und Väterauslegung betreffenden“ Inhalt aufweisen. Aber ist das nicht für das Gesamtverständnis der Arbeit F. Suárez’ auch notwendig? Finden sich dort nicht auch philosophische, rechtsphilosophische usw. Anspielungen, Verweise? Ist nicht für die Häresieforschung auch von Nichtchristen wichtig, welche Bibelstellen nach F. Suárez „die Häretiker mißbräuchlich verwenden“ (S. 321)? Ohne Theologie, ohne Kenntnis der Bibel und der Kirchenväter ist die Wissenschaft der Frühen Neuzeit ohnehin nicht verständlich! Hätte N. Brieskorn nicht wenigstens eine Kurzfassung dieser Kapitel geben sollen? Auch in der „Kurzkommentierung der Abhandlung“ (S. 659–792) tauchen sie nicht auf!

Dabei ist die „Kurzkommentierung“ eine sehr überzeugende Darstellung des Inhaltes des vorliegenden Werkes. Sie geht von einer Interpretation des Titels über eine Einschätzung des Vorwortes zu einer subtilen Inhaltserklärung von 18 Kapiteln des ersten und 15 Kapiteln des zweiten Buchs. N. Brieskorn stellt bereits einleitend fest (S. 661), aus vier von ihm genannten Gründen falle die Abhandlung „in die Zuständigkeit der Theologie“, wobei Suárez auch Wissenschaftstheorie betreibe und Rechtswissenschaft wie

Rechtsphilosophie keineswegs überflüssig werden. Er schreibe letztlich eine Metaphysik des Gesetzes. Brieskorn referiert Suárez Aussagen, gibt dabei auch Wertungen, zeigt z.B., was sein Glossarium meint. Es ist nicht erforderlich und möglich, seine Aussagen hier zu wiederholen! Jedenfalls geht es Suárez im ersten Buch (S. 25–339) um Recht und Gesetz und beider Verhältnis, um die Vielfalt der Gesetze, die Ursachen von Gesetzen und ihren Zweck bzw. ihre Wirkungen, um die Wesensmerkmale von Gesetzen und ihre Dauer. Das zweite Buch handelt „Über das ewige Gesetz, das natürliche Gesetz und das Völkerrecht“ (S. 341–632). Dies jeweils aus dem Blickwinkel des Naturgesetzes! Gott ist „als Gesetzgeber sowohl bewirkende Ursache als auch anziehendes Ziel, ist das Woher und Wohin der Gesetze“ (S. 659). In den 21 Anmerkungen der „Kurzkommentierung“ und in ihr selbst geht N. Brieskorn häufig auf Wertungen der Rechtsphilosophie und –wissenschaft von F. Suárez in der Folgezeit ein, bis hin zur Gegenwart (Karl-Heinz Ilting, Rainer Specht), und er postuliert: „Das Gesetzesdenken des Suárez steht … gar nicht so fern der 'Prinzipien–Regel' – Theorie eines Josef Esser, Ronald Dworkin und Robert Alexy“ (S. 672). Oder er verweist darauf (S. 704), daß sich Suárez auch in die „seit Augustinus über Gustav Radbruch bis in die Gegenwart geführte Debatte über die Ungerechtigkeit des Gesetzes und das Widerstandsrecht“ einschaltet.

Brieskorn bleibt weitgehend im katholischen Bereich. Er verweist aber auch auf H. Grotius, G.W. Leibniz, S. Pufendorf, Chr. Wolff, I. Kant, G.W.F. Hegel u.a., setzt ihre Rechtsauffassungen z.T. zu F. Suárez in Relation. Vertrat dieser doch bereits vor Th. Hobbes die Lehre vom Staatsvertrag, wonach der Staat weniger auf dem consensus einzelner als der Familien beruht. Ebenso wird das Thema der Selbstverpflichtung Gottes bei F. Suárez wie Th. Hobbes erwähnt. Auch Gottes Plan „zur Überführung der sittlichen Gesetze in mechanisch zuverlässig arbeitende Kräfte“ (S. 749) wird zu Th. Hobbes' „Leviathan“ in Beziehung gesetzt. Schon vor I. Kant postuliert F. Suárez eine Trennung der sozialen Welt in eine Welt der Tatsachen und eine Welt der Normen. Die Titelfrage von Buch II/10 wird zu I. Kants Frage „Reicht ein pflichtgemäßes Handeln aus oder bedarf es eines Handelns aus Pflicht?“ (S. 770f.). Auch F. Suárez' Gemeinsamkeit mit I. Kants Feststellung: „die Vernunft gebietet, wie gehandelt werden soll, wenngleich noch kein Beispiel davon angetroffen würde“ (S. 778) wird begründet. Im Zusammenhang mit F. Suárez' Freiheitsverständnis sagt N. Brieskorn, dessen Argumentation zum Freiheitsentzug finde sich „noch zugespitzter und ausgebauter“ bei J.-J. Rousseau (S. 788).

Suárez' Werk umfaßt Theologie, Philosophie und Jurisprudenz zugleich. Es wäre falsch, ihn lediglich einer Disziplin zuzuordnen. Die Interdisziplinarität scheint „heute“ immer mehr verlorenzugehen. N. Brieskorns vorzügliche Übersetzung zeigt uns auch, wie sie im 16. Jahrhundert bei einem führenden katholischen Denker aussah. Nachdrücklich verweist er zudem auf Suárez' Methode. Er liefert keinen juristischen kasuistischen Traktat, beginnt häufig mit philosophischen Überlegungen. Der Völkerrechtler Suárez blieb die Jahrhunderte hindurch präsent, als Staats- und Rechtsphilosoph „als Vertreter des Naturrechts der Translationstheorie und des Widerstandsrechts“ (S. 652). Das steht zu seinen oben zitierten Worten von S. 655 in gewissem Gegensatz. Was gilt? Wohl beides? Ich glaube durchaus! Und: „Zahlreiche Überlegungen des Suárez zu Gesetz, Gesetzgebungsprozeß, Dispens und Epikie und zu Änderungen von Gesetzen sind bis heute wenig aufgegriffen worden“ (S. 655). Warum aber nicht?

N. Brieskorn schreibt in „Zu vorliegender Ausgabe“ (S. 635–657): „Zum Schluß … darf ich Herrn Hermann Klenner vielmals danken. Er hat diese Übersetzung überhaupt erst angeregt und sie geduldig und ermutigend, ideenreich und immer interessiert begleitet!“ (S. 657). Gleiches sagen oder könnten, würden auch andere Autoren der „Haufe Schriftenreihe zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung“ sagen. Auch in der Wissenschaft von heute gibt es noch Bescheidenheit. Sie zeichnet gerade auch H. Klenner aus, der diese Reihe begründet, bislang bis zum Band 15 betreut und das Erscheinen weiterer Bände bereits eingeleitet hat. Ihre Herausgeber sind angesehene Rechtsgelehrte aus beiden, 1945 bis 1991 getrennten Teilen Deutschlands: Gerhard Haney, Andreas Gängel und Karl Mollnau, Detlef Joseph, Hans-Martin Pawlowski, Rainer Schöttle, Eric Hilgendorf, Wolfgang Schild oder Anita Jeske. Wer sich einmal als Herausgeber versucht und die Mühen der Koordination, Ermunterung, behutsamen Korrektur von Entwürfen mit Hinweisen zur weiteren Arbeit, etc. etc. auf sich genommen hat, weiß welche Leistung hinter Klenners Edition steckt: quantitativ nicht meßbare Kleinarbeit dazu! Meines Wissens hat H. Klenner bislang keinen Band der Reihe in den Klassensitzungen der Leibniz-Sozietät vorgelegt. Ihr erster Band erschien 1990 (J. H. v. Kirchmann: Die Wertlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft). Dieser, wie fünf weitere Bände der „Haufe Schriftenreihe zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung“ haben H. Klenner zum Autor, bei einem davon (Bd. 2: E. Paschukanis: Allgemeine Rechtslehre und Marxismus, 1991) ist Leonid Mamut Mitherausgeber. M. E. ist H. Klenner mit dieser Reihe einen weitgehenden Mangel angegangen: das Fehlen von

historisch prägenden, z.T. noch durchaus gültigen oder doch bedenkenswerten historischen Rechtstexten! Daß dabei Rechtsphilosophie in ihren unterschiedlichsten Schattierungen immer wieder aufscheint, unterstreicht meine Feststellung! Gehören doch zu den Bänden auch Originaltexte aus dem „Staats – Lexikon“ 1834–1847 von C. von Rotteck und C. Welcker, Texte zur Methodendebatte 1900–1914, zur Rechtsphilosophie bei W. von Humboldt, zu Rechtsstaat und Klassenjustiz 1883–1914 in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit“, zum Verhältnis von Staat und Kirche (nach R. Sohm), zur Verfassungsdiskussion im Vormärz, zur Moral- und Rechtsphilosophie des frühen logischen Empirismus, R. von Jherings „Kampf ums Recht“ (1872), M. Wollstonecrafts „Verteidigung der Menschenrechte“ (1790), E.G. Morgenbessers „Beiträge zum republikanischen Gesetzbuche“ (1800) und J.H. Bergks „Entwurf zu einer Verfassung für das teutsche Reich“ (1796) und andere Schriften über die Anfänge des Konstitutionalismus.

H. Klenner hat mit dieser Reihe offenbar auch ein Bedürfnis der Öffentlichkeit getroffen, manche wissenschaftliche Reihen bringen es heute nicht auf 15 plus x Bände! Er fühlt sich primär als Rechtsphilosoph und –historiker. Recht, so konstatieren die Herausgeber der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag, wurde „mehr und mehr für ihn … zum Maß von Interessen, von Macht und Machtausübung und damit auch zu einer ideologiekritischen Instanz. Dieses Bedürfnis … ließ ihn sein Interesse auf eine ausgedehnte Beschäftigung mit dem breiten Strom der deutschen und internationalen Aufklärung richten, der seinerseits neue Impulse gab und Bedürfnisse weckte, …eine Tendenz, die sich immer mehr verstärkte und die sich unter anderem in der Publikationsreihe ausweist, in der auch diese Schrift erscheint.“[1]

1 Recht und Ideologie. Festschrift für Hermann Klenner zum 70. Geburtstag, hrsg. von Gerhard Haney, Werner Maihofer, Gerhard Sprenger, Bd. I, Haufe Verlag Freiburg-Berlin 1996, S. 9; Bd. II, Haufe Verlagsgruppe Freiburg-Berlin-München 1998.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät *59(2003)3, 165–168*

Svoboda Jähne/Armin Jähne

Christoph Wilhelmi: Künstlergruppen im östlichen und südlichen Europa seit 1900. Ein Handbuch, Dr. Ernst Hauswedell & Co. Verlag, Stuttgart 2001, 431 S., 64 Abb., 388, -DM.

Das Handbuch „Künstlergruppen im östlichen und südlichen Europa seit 1900“ von Christoph Wilhelmi ist der mutige Versuch, die Kunstgeschichte Ost- und Südosteuropas, bislang eine „Grauzone“, wie der Autor in seinem Vorwort treffend bemerkt, unter dem besonderen Aspekt der vielen einst dort existierenden Künstlervereinigungen systematisch aufzuarbeiten und damit eine essentielle Lücke in der europäischen Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts zu schließen. Als langjährige Mitarbeiterin und Autorin einiger Kunstlexika (u.a. Lexikon der Kunst, Allgemeines Künstlerlexikon), und spezialisiert auf dem Gebiet der modernen südosteuropäischen Kunst, sind mir sehr wohl die Grenzen der existierenden Nachschlagewerke und exorbitanten Schwierigkeiten bei der Beschaffung tadelloser biographischer Daten und anderer Informationen über die einzelnen Künstler, ebenso die Probleme bei der Transkribtion der Künstlernamen (aus der kyrillischen Schrift) und der exakten Übersetzung von Namen der Künstlergruppen und Ausstellungsthemen bekannt. Die Bewältigung dieser Problematik setzt nicht nur gründliche kulturgeschichtliche und kunsthistorische, sondern nicht zuletzt auch sprachliche Kenntnisse voraus.

Das große Verdienst dieses Handbuches besteht in einer repräsentativen, nach Möglichkeit umfassenden, teilweise aber, wie im Falle der Sowjetunion, selektiv bleibenden Bestandsaufnahme der imVerlaufe des 20. Jahrhunderts entstandenen ost- und südosteuropäischen Künstlergruppen. Sie sind nach siebzehn Ländern in den heutigen politischen Grenzen geordnet und werden vor dem Hintergrund eines in seinen spezifischen Erscheinungsformen recht unterschiedlichen regionalen Kunstgeschehens dargestellt. Bei der Aufnahme bzw. Auswahl der Künstlergruppen, die einerseits durch fehlendes Quellenmaterial erschwert wird, geht der Autor andererseits mitunter recht subjektiv vor. Er wählt die Gruppen nicht allein nach Kriterien aus, die für die

Kunstentwicklung des jeweiligen Landes relevant waren, sondern auch nach eigenen Vorstellungen. Leider entspricht der von ihm angelegte Maßstab nicht immer der tatsächlichen Bedeutung, die diese oder jene Künstlervereinigung für die Entwicklung von Kunst und Kultur in ihrem Land hat. So entstehen bedauerliche Lücken, wenn beispielsweise solche für die bulgarische Kunstlandschaft wichtige Künstlergesellschaften fehlen wie die 1893 in Sofia gegründete Gesellschaft zur Förderung der Kunst in Bulgarien, 1902 umbenannt in Gesellschaft der Künstler Bulgariens, oder die Gesellschaft nordbulgarischer Künstler, 1919 in Ruse gegründet, oder die Vereinigung der Indus-trieformgestalter, 1930 in Sofia entstanden. Falsch ist die Übersetzung des Namens der von 1919 bis 1944 existierenden Künstlergruppe „Rodno izkustvo“ als „Einheimische Kunst“. Diese Künstlergruppe ist zwar nicht identisch mit der vielschichtigen und vielgestaltigen „Heimatkunst“-Bewegung in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts in Bulgarien, aber sie erklärt sich aus eben diesem kulturhistorischen Kontext und leitet von dort ihren Namen „Heimatkunst“ ab. In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, dass die Namen eines Großteils der ost- und südosteuropäischen Künstlergruppierungen bereits in deutschen Nachschlagewerken etabliert sind (z.B. im Lexikon der Kunst aus dem Leipziger Seemann-Verlag oder im Künstlerlexikon) und keiner neuen Interpretation bedürfen. Die Künstlergruppe „Heimatkunst“ fusionierte 1932 mit der Gesellschaft der Künstler Bulgariens, nicht jedoch mit der Gesellschaft zur Förderung der Kunst in Bulgarien (sie existierte bis1902). Ein extraordinäres Phänomen stellt die südslawische Künstlervereinigung „Lada“ (1904–1912) dar. Sie hätte eine gesonderte Behandlung verdient, wird von Wilhelmi aber nur flüchtig im Kontext der Künstlergruppe „Săvremenno izkustvo“ erwähnt. Den programmatischen Namen „Lada“ (es ist das die slawische Frühlingsgöttin) wählten die sich assoziierenden bulgarischen, kroatischen, serbischen und slowenischen Künstler ganz bewußt, um damit einerseits ihre innovativen Bestrebungen anzukündigen und andererseits ihre Unzufriedenheit mit den traditionell akademisch ausgerichteten Künstlervereinigungen auszudrücken. In den von ihnen organisierten vier erfolgreichen Ausstellungen in Belgrad, Sofia, Zagreb und wieder Belgrad demonstrierten sie ihre geistige Konformität und ihre Geschlossenheit im Kampf für einen südslawischen künstlerischen Modernismus. Über Bulgarien hinaus fehlen im Handbuch auch andere Künstlervereinigungen wie z.B. die slowenische Künstlergruppe „Vesna“, die „Kroatische Gesellschaft für die Kunst“ und die Gruppe serbischer Maler „Zograf“, die eine Reaktion auf die kosmopolitischen Tendenzen der Kunstavantgarde vom Anfang des 19.

Jahrhunderts darstellte und zur Besinnung auf das eigene Kulturerbe, u. a. die mittelalterliche Kunst aufrief. Zu erwähnen wäre außerdem die Gesellschaft der Kunstfreunde „Cveta Zuzorič“ in Belgrad (gegründet 1922), die den Kunstpavillon „Cveta Zuzorič“ stiftete, benannt nach dem Namen der berühmten Renaissance-Dichterin aus Dubrovnik, und das Kunstleben der Belgrader (Herbstausstellungen) und der jugoslawischen Künstler (Frühlingsausstellungen) in der Zeit vor dem 2. Weltkrieg stark beeinflußte. Diese Aufzählung ließe sich fortsetzen.

Leider finden sich in diesem Handbuch auch eine Reihe von Fehlern, die man hätte vermeiden können. Die bulgarische Künstlernamen sind meist falsch zitiert oder transkribiert. Richtig heißen muß es Canko und nicht Čanko Lavrenov (S. 126, 170), Konstantin Štărkelov und nicht Šrkelov (S.126), Vălčo und nicht Valčo Antonov (S.126), Boris Kocev und nicht Kočev (S. 126), Aleksandăr und nicht Aleksand’r Božinov (S. 126), Aleksandăr und nicht Aleksandr Mutafov (S. 126) und bei der Gruppe „Zeitgenössische Kunst“ nicht „S’vremenno“, sondern „Săvremenno izkustvo“ (S. 500). Dimitrov und Majstora (S. 126) sind nicht zwei Künstler, sondern der Doppelname des Malers Vladimir Dimitrov-Majstora, eines der bedeutendsten bulgarischen Maler des 20. Jahrhunderts (dazu Lexikon der Kunst, 2, 1989, 165f.). Einige bulgarische Orte sind ebenfalls mißverständlich zitiert oder falsch transkribiert: Kazanlk muß richtig Kazanlăk, Sviščov richtig Svištov geschrieben werden (S. 126). Bei manchen bulgarischen Künstlern fehlen die Vornamen und Lebensdaten, obwohl es Nachschlagewerke auch in Deutsch gibt, wo nicht wenige der genannten Künstler mit ausführlichen Lemmata gewürdigt sind (u. a. Lexikon der Kunst). Es existiert auch ein gutes Lexikon der bulgarischen bildenden Künstler (Enciklopedija na bălgarskoto izobrazitelno izkustvo, 2 Bde. Sofia 1981-83; der dritte Band ist noch nicht erschienen), das man hätte zu Rate ziehen können. Hilfreiche Nachschlagewerke sind weiterhin die zwei Kataloge der Bulgarischen Nationalgalerie (Bălgarska živopis, Sofia 1971, und Bălgarska skulptura, Sofia 1975). Nicht immer sind die Mitglieder der einzelnen Künstlergruppen vollständig angeführt. Vergeblich sucht man nach Jaroslav Vešin, der ein typische Vertreter der „Săvremenno izkustvo“ („Zeitgenössische Kunst“) und des Künstlerbundes „Lada“ war. Ungenauigkeiten kommen auch bei anderen (nichtbulgarischen) Künstlergruppen vor. Der mehrere Male erwähnte ungarisch-sowjetische Kunstkritiker, Kunsthistoriker, Architekturtheoretiker und Hochschullehrer János Mácza, der seit den 1920er Jahren in Moskau lebte, schreibt sich in der russischen Variante seines Namen Ivan L. Maca (nicht Mača). All

diese Versehen, Flüchtigkeiten und kleinen Mängel lassen sich bei der nächsten Auflage unschwer beheben. Sie sind zweifellos ärgerlich, schmälern aber keines-wegs die große Leistung, die dieses einmalige, außerordentlich materialreiche Kompendium verkörpert. Wer die noch weitgehend unbekannte ost- und südosteuropäische Kunstlandschaft erkunden will, sollte es wie einen Kompaß in die Hand nehmen.